

65.
Jahrgang
5/2025

Hessisches
Pfarrblatt

Das Magazin

für evangelische Pfarrer:innen



Aus dem Inhalt:

**Trauerarbeit
im Hospiz**

Flower Power

**Transformations-
prozesse**

**Drei Fragen an
Dr. Claudia Paganini**

D 1268 F

Inhalts- verzeichnis

Editorial

Wolfgang H. Weinrich..... 3

Zum Cover

Leroy Pfannkuchen..... 4

Thematisches

Trauerarbeit im Hospiz – Gespräch mit Petra Blumenstein

Andrea Seeger..... 5

Flower Power

Achim Ritz..... 8

Zuschriften an die Redaktion..... 10

Transformation I: Nachbarschaftsräume in der EKHN

Dr. Dieter Schneberger..... 14

Transformation II: Kooperationsräume in der EKKW

Dr. Dieter Schneberger..... 16

Transformation III:
Auszug Amtsblatt EKHN..... 18

Transformation IV: Nachbarschaftsraum – evangelisch?

Dr. Dieter Becker..... 19

Theologie: Vom Ende her denken – eschatologisch leben!

Karl-Heinz Lerch..... 24

Albert Schweitzer

Kurt-Helmuth Eimuth..... 27

Die Geschichte hinter dem Lied: Vertraut den neuen Wegen

Eugen Eckert..... 28

Redaktionelles

Schattenseite 30

Lichtblick..... 31

Drei Fragen an

Dr. Claudia Paganini..... 32

Rezensionen

Henning von Vieregge:
**Beneidenswert: Wenn Babyboomer 60
und Achtundsechziger 80 werden**
Helmuth Mühlmeier..... 35

**Ich bin doch da. Herausforderung Demenz.
Grundlagen und Praxishilfen für
die kirchliche und seelsorgliche Arbeit**
Christian Wiener..... 35

Annette Mingels' Leseempfehlung

Elizabeth Strout:
Mit Blick aufs Meer 36

Pfarrvereine

Persönliche Nachrichten 38

Einladung Gesamtausschuss EKKW 39

Staunen - denken - handeln
Harald Lesch nicht nur zur Energiewende
Achim Ritz..... 40

Impressum..... 43

Erntedank
Helmut Steigler..... 44



Wolfgang H. Weinrich
Publizist
Darmstadt

Guude,

steht hier ab jetzt statt „Liebe Leserin, lieber Leser“. Menschen sprechen aus verschiedenen Gründen Dialekt, sei es aus Identitäts- und Zugehörigkeitsgefühl, für die Kommunikation und Verständigung, zur Pflege von Tradition und Kultur, aus emotionaler Verbundenheit oder zur Förderung der sprachlichen Vielfalt. Es ist inklusiv und baut Barrieren ab. Und wenn selbst nach Bayern ausgewanderte hessische Astrophysiker den Dialekt nutzen, dann wir auch!

„Wir müssen uns Ziele setzen und dann einfach machen“. Huch, da erschrecken zahlreiche Zuhörer beim Tag für Pfarrerinnen und Pfarrer in Gießen, andere aber nickten zustimmend. Das hatten sie schon immer gedacht, dies gelte genauso für weitere Themen wie die gestarteten Reformen in der Kirche, wo die entsprechenden Konkretionen und Vorgaben fehlten, ganz abgesehen von den Strategien. Na dann.

„Denkmal beinhaltet eben die Worte ‚denk mal‘“, meinte der Astrophysiker Harald Lesch; und dabei gelte es auf jeden Fall Klimaschutz vor Denkmalschutz zu denken. Die Entwicklungen in Deutschland verliefen zu langsam. So gebe es auch in der politischen und wirtschaftlichen Spitze zu wenige Menschen, die etwas neu begründen wollten. Stattdessen – zu viel business as usual. Die Dramatik der Ereignisse sei vielen noch nicht klar, stattdessen habe er den Eindruck der „Mutlosigkeit in meinem Heimatland“ gewonnen. Noch schlimmer: „Wir haben die Lust auf morgen verloren. Wir müssen die Lasten neu verteilen und dafür sorgen, dass die Mittel dorthin kommen, wo sie gebraucht werden.“ Damit verband er den Aufruf an die Kirchen: „Seid da! Seid dabei!“.

Es war nur eine kleine Meldung, aber die hat es in sich: In Niedersachsen soll es ab 2026/27 ein neues Schulfach geben: Christliche Religion.

Kultusministerin Julia Willie Hamburg (Grüne) unterzeichnete dazu mit den Leitungen der evangelischen Kirchen und der katholischen Bistümer eine Erklärung. Das neue Fach soll den evangelischen und katholischen Religionsunterricht ersetzen und von beiden Kirchen verantwortet werden – ein Novum in Deutschland.

Klar, wenn immer weniger Kinder einer Klasse einer Konfession angehören, müssen diese aus den unterschiedlichsten Gründen gemeinsam beschult bzw. unterrichtet werden oder der Unterricht fällt einfach aus. Vielleicht aber muss Konfession ganz neu gedacht werden; Fragen nach den Inhalten sind zu stellen, nach den jeweiligen Verständnissen von Emanzipation, Ehe, Schwangerschaft, Diversität und Mitbestimmung, ganz zu schweigen von den Theologien, die sich doch (oder haben wir etwas falsch verstanden) sehr unterscheiden? Sollten die Kirchen sich gänzlich aus dem Unterricht heraushalten, dies also nur noch staatlich gelöst werden? Ethik- oder Lebenskundeunterricht für alle?

Was in Schulen realisiert wird, kann das nicht auch als überkonfessionelle Arbeit in Kirchengemeinden gelingen, zumindest versucht werden? Sehr wenige Leute hier, sehr wenige Leute da, warum machen wir nicht „gemeinsame Sache“? Ungeahnte Kooperations- oder Nachbarschaftsräume tun sich auf. Der katholische Pfarrer leitet hier, die evangelische Pfarrerin dort, gemeinsame Teilnahme bei Pride-Day oder „friday for future“, bei Eucharistie / Abendmahl in nur noch einer Kirche? Wo aber bleibt dann das jeweilige Profil? „Denk mal“ sollte für alle Bereiche gelten meint Ihr

Wolfgang H. Weinrich

Chefredakteur



Leroy Pfannkuchen
Pfarrer
Ranstadt

Da liegt er, der Apfelrest; ein Krotzen, ein Griebsch.

Ein Apfel ist der Kunst Sinnbild für die verbotene Frucht;
für die Erkenntnis von Gut und Böse.

Im Alltag häufig ein kleiner Snack zwischendurch.

Nahrhaft. Stärkend. Aber auch verführerisch, verlockend.

Ich bestaune seine verführerische Farbe.

Und so begleiten mich beide Seiten Biss für Biss.

Ich spüre beim ersten Reinbeißen die Süße des Apfels;
den wohltuenden Geruch von Herbst in meiner Nase.

Biss um Biss immer auch mit Erinnerungen verbunden.

Schöne Erinnerungen an die Kindheit, an Apfelkuchen und Saft, an Pausen
mit Snacks und Zeit zum Spielen. In der Erwachsenenzeit an kurze Durch-
atmer, an Momente, in denen ich mich kraftlos fühlte und mich der kleine
Hunger überkam; in denen ich eine Apfelzeit für mich gebrauchen konnte.

Das Gute.

Biss. Um Biss. Um Biss.

Und dann schmecke ich die Schattenseiten. Die Bisse in den Apfel,
an denen ich mich verschluckte, die mir im Halse stecken bleiben.

Die Bisse, die mich daran denken lassen, warum der Apfel
als Sinnbild für die verbotene Frucht steht:

Fehler, die ich gemacht habe, Wunden, die noch nicht verheilt sind.

Und die Süße des Apfels, sie wird förmlich bitter, umso näher ich dem Kern
des Ganzen komme: Momente, in denen ich mich falsch verhalten habe,
in denen ich der Böse war.

Und betrachte ich so den Apfelkrotzen, sehe ich was übrigbleibt.
Der süße Geschmack ist verschwunden. Übrig bleibt nur der magere Rest,
die bittere Wahrheit, die ich im Alltag in die Biotonne werfen würde:

Ich, du, wir alle sind zu großartigen Taten fähig.
Das dürfen wir immer wieder bestaunen.

Ich, du, wir alle sind aber auch zu schrecklichen Dingen im Stande.
Das zeigt uns das aktuelle Weltgeschehen immer wieder.

Und Gott?

Gott schuf den Apfel bitter-süß und schenkte uns
die Frucht, damit wir uns daran erinnern.

Was wir nun aber aus den Kernen machen,
das bleibt jedem von uns überlassen.





Andrea Seeger
Journalistin
Oberursel

Hospiz ist kein Ort, sondern eine Haltung

Das Leben ist es wert, dass wir es feiern

„Hospiz“ kommt vom lateinischen Wort *hospitium* und heißt Herberge oder Gastfreundschaft. Im Mittelalter bezeichnete es die kostenlose Beherbergung bestimmter Personen. Auch Unterkünfte für arme Reisende und Pilger wurden so genannt. Heute machen hier Menschen Station auf ihrer letzten Reise.

Mein Mann Alexander litt an einem Multiplen Myelom, auch Knochenmarkkrebs genannt. Die Diagnose bekam er 2012. Seither gehörte diese Blutkrebs-Erkrankung zu unserem Leben. Das lief mal besser und mal schlechter, eine Studie jagte die nächste, eine Chemotherapie löste die andere ab. Mein Mann war früher mal Zehnkämpfer, noch dazu ein unverwüstlicher Optimist. Er holte stets aus allem das Beste heraus, das war sein Lebensprinzip. So war es auch mit der Krankheit. Wir haben nie darauf geschaut, was nicht mehr ging, sondern immer auf das, was noch möglich war. Nach zwölf Jahren war dann aber nicht mehr viel möglich – für ihn nicht und auch nicht für mich.

Ich hatte im Frühjahr 2024 den ambulanten Hospizdienst Hochtaunus eingeschaltet – dem Rat unserer Hausärztin folgend. Und dann kam der 2. September. Mein Mann zog ins Hospiz St. Barbara in Oberursel. Ein schwerer Entschluss. Er wollte es nicht, aber zu Hause ging es nicht mehr. Es war alternativlos. Wenn ich schlapp gemacht hätte, wäre er in eine Einrichtung gekommen, in der gerade ein Bett frei war.

St. Barbara liegt in einem idyllischen Wohngebiet am Rande eines Parks. Das Haus ist aus Holz, die Zimmer ebenerdig, mit großen Fenstern, einem Innenhof voller Pflanzen und

einem blau-weiß gestreiften Strandkorb. Zwölf Gäste finden hier Platz, in Einzelapartments mit großem Bad und Terrasse.

Wer hineinkommt und nach rechts schaut, blickt in die große Wohnküche. Der lange Tisch lädt dazu ein, Gemeinschaft zu erleben, wenn jemand Lust auf andere Menschen hat, Lust hat, sich zu unterhalten. Angehörige und Freund:innen sitzen mit an der Tafel, bekommen Kaffee und Kuchen. Es erinnert stark an eine Wohngemeinschaft.

„Sie brauchen erst mal einen Kaffee“, sagt die Leiterin Petra Blumenstein zu mir, als sie uns in Empfang nimmt. Mein Sohn begleitet seinen Vater in sein Zimmer, ich setze mich erst mal an den langen Tisch. Neben der Wohnküche liegt das Fernseh- und Spielzimmer, das gemütlich und heimelig wirkt. Ich merke, wie mir eine große Last von den Schultern fällt. Zuhause war ich rund um die Uhr besorgt um meinen Mann, konnte weder schlafen noch essen. Ich bin keine Krankenpflegerin. Hier sind lauter Menschen, die etwas von Pflege verstehen. Die Mitarbeitenden – ob hauptberuflich tätig oder ehrenamtlich – seien alle dem Hospizgedanken verpflichtet, sagt Petra Blumenstein. ▶



Petra Blumenstein

Sie richteten sich nach den Bedürfnissen und den Wünschen der Gäste. „Grundsätzlich ist es ein Ort des Lebens. Das Leben ist es wert, dass wir es feiern. Und dass wir es so lange gestalten, wie wir können. Wenn wir über Hospiz reden, reden wir über Autonomie, über Selbstständigkeit, über Wertschätzung“, sagt Petra Blumenstein.

Sie gibt mir drei Schlüssel, damit meine zwei Söhne und ich Tag und Nacht hineinkönnen. Besuchszeiten gelten hier nicht. Unser Hund darf auch mit. Es gab sogar mal einen Hund, erinnert sich die Leiterin, der sei gleich mit eingezogen.

In einem Malkurs können die Gäste mit Farben ausdrücken, was sie gerade fühlen. Die Aromatherapie komme gut an. Ein Psychoonkologe bietet Gespräche an – genau wie die Seelsorgerin.

Wer hier arbeite, müsse akzeptieren, dass Krankheit und Tod zum Leben gehören. Schwierig würde es für diejenigen, die damit hadern oder ständig nach dem Warum fragen würden, sagt die Hospizleiterin. Sie bittet mich um ein Foto meines Mannes für das Buch, das am Eingang liegt. Das gefällt mir. Ich gehe vorbei am Andachtsraum, dem Raum der Stille. In den nächsten Wochen werde ich öfter dort sitzen, die Hände falten, zur Ruhe kommen, mit dem sprechen, der immer da ist, immer zuhört und werde getröstet sein. Die Seelsorgerin des Hauses bietet hier Andachten an mit gemeinsamem Singen, für Gäste, Angehörige, Mitarbeitende. Gemeinsam.

Nicht alles ist harmonisch. Viele hadern mit ihrem Schicksal, auch mein Mann. Er kanzelt manchmal die Pflegerin oder den Pfleger grob ab. Die Leiterin versteht es. Sie beobachtet das gerade bei Menschen, die ein selbstbestimmtes Leben geführt haben und es jetzt nicht mal mehr schaffen, die Bettdecke hochzuziehen. „Es ist nachvollziehbar, dass diese Menschen ungehalten sind, zum Teil verzweifelt, aggressiv, motzig oder herrisch. Unsere Kolleginnen aus der Pflege können damit umgehen, sie müssen was abkönnen“, sagt die Chefin.

Das betreffe auch das Team der Hauswirtschaft. „Sie rennen drei Mal hin und her, damit das Ei auch wirklich die gewünschte Härte hat. Fünf Minuten bitte. Und werden dann angemeckert, weil es gefühlt fünfzehn hat“, beschreibt sie eine typische Situation. Auch der Umgang mit Angehörigen sei nicht immer leicht. Oft seien sie lange in die Pflege involviert gewesen und könnten sie nicht gut abgeben. Auch Familienkonflikte spielten eine große Rolle. „Nicht alle Familien sind heile, oft gibt es schwierige Konstellationen“, erklärt Petra Blumenstein. Kinder tauchen plötzlich auf, es werden Listen erstellt, dass bestimmte Menschen das Hospiz nicht betreten dürfen.“

Das Hospiz als Herberge. Das erste stationäre Hospiz im Sinne der Palliative Care hat Cécilie Saunders 1967 im Vereinigten Königreich gegründet. 20 Jahre später gab es das erste Haus in Deutschland. „Es war eigentlich eine Bürgerbewegung, Menschen, die gesagt haben, wir müssen dieses Thema aus der Versenkung holen. Wir können Sterbende, Trauernde nicht an den Rand schieben, sondern wir müssen uns um sie kümmern“, erklärt Blumenstein. Hospiz sei im Grunde kein Ort, sondern eine Haltung.

» *Wenn wir über Hospiz reden, reden wir über Autonomie, über Selbstständigkeit, über Wertschätzung.* «

» Es ist nachvollziehbar, dass diese Menschen ungehalten sind, zum Teil verzweifelt, aggressiv, motzig oder herrisch. «

Ich finde, das trifft es ganz gut. Der hohe Betreuungsschlüssel ermöglicht es dem Team, den Gästen mit mehr Ruhe, mehr Zeit und mehr Zuwendung zu begegnen. Im Krankenhaus geht es um Heilung, im Hospiz ist das kein Thema (mehr). „Zu uns kommen Menschen, die viele und oft lange Krankenhausaufenthalte hinter sich haben, die erschöpft sind, weil sie natürlich immer die Hoffnung hatten, geheilt werden zu können. Bei uns kommen sie dann oft das erste Mal zur Ruhe“, erklärt die Leiterin.

Eine der Hauptaufgaben der Mitarbeitenden im Hospiz ist es, den Gästen ihre Schmerzen zu nehmen und ihre Angst. „Wir haben kompetente Hospizärzte bei uns im Haus. Sie können handeln, wenn die Übelkeit schlimmer wird, die Schmerzen, wenn Dinge auftreten, die schwierig auszuhalten sind“, bekräftigt die Leiterin.

Hätten mein Mann und ich das alles eher gewusst, wäre der Umzug früher erfolgt. Damit sind wir nicht allein. „Meistens kommen die Menschen zu spät. Gut ist es, wenn der Gast sich überlegen kann, wie sie oder er das Leben im Hospiz für sich gestalten kann? Wie das Zimmer einrichten? Welche Leute dürfen mich besuchen? Was ist mir wichtig in dieser Zeit? All das selber entscheiden zu können, ist ein hoher Wert“, findet Petra Blumenstein.

Sie möchte ermutigen, sich mit dem Hospizgedanken rechtzeitig auseinanderzusetzen und auch den ambulanten Hospizdienst mitzudenken. „Die Mitarbeitenden dort unterstützen die Pflegenden zu Hause und wissen, wann ein guter Zeitpunkt ist, ins Hospiz zu wechseln“, empfiehlt sie.

Mein Mann lebte fünf Wochen im Hospiz St. Barbara. Er konnte sich gut verabschieden von dieser Welt – ohne Schmerzen und ohne

Es gibt rund 260 Hospize in Deutschland mit durchschnittlich zehn Betten. Jährlich werden etwa 35.000 Menschen versorgt. Ein Tag im Hospiz kostet rund 560 Euro. Ein Gast bleibt durchschnittlich 22 Tage, das ergibt einen Betrag von mehr als 12.000 Euro. 95 Prozent davon übernehmen die Krankenkassen, fünf Prozent müssen über Spenden zusammenkommen. Aufgenommen werden Menschen mit einer lebensverkürzenden Erkrankung, bei denen die Therapie abgeschlossen ist und eine Heilung nicht mehr möglich ist.

In Hessen hat die Diakonie rund 100 Hospizdienste und 11 Kinderhospizdienste, 24 stationäre Hospize und ein Kinderhospiz. In allen Landkreisen, Städten und Kommunen gibt es ambulante Palliativ-Teams.

Das Hospiz St. Barbara ist hier beispielhaft genannt für viele andere Einrichtungen. Es liegt im Zentrum von Oberursel, Träger ist der katholische Wohlfahrtsverband Caritas. Die Leiterin Petra Blumenstein arbeitet außerdem als Trauerbegleiterin.

Angst. Einige Monate später habe ich an dem Gedenkgottesdienst im Hospiz teilgenommen, der auch an ihn erinnerte. Ich war sehr traurig. Aber auch dankbar für die Menschen, die hier beispielhafte Arbeit leisten und dem Tod seinen Schrecken nehmen.





Achim Ritz
Journalist
Neu-Isenburg

Flower Power

Mission Leben ebnet Senior:innen den Weg ins Grüne

Die ältere Generation zieht es nach draußen. Alle blühen auf, wenn sie an der frischen Luft Hochbeete anlegen, Gemüse anbauen, Kräuter in die Erde setzen, einen Sinnesgarten gestalten oder einfach Pflanzen umtopfen können. Bei der Gartenarbeit kommen gesundheitlich alle auf einen grünen Zweig. Im Verbund der Diakonie und in der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau ebnet die gemeinnützige Gesellschaft Mission Leben manchem Menschen den Weg in die Natur und bietet immer mehr Initiativen rund das Gärtnern an.

Seniorenheime und insbesondere ihre Wohnbereiche für an Demenz erkrankte sollen nicht als Ort des Abschieds verstanden werden, sondern als Betreuungseinrichtungen mit fröhlichen Farben und duftenden Pflanzen neben denen sich lebendige Gespräche entwickeln. Äußerst erdverbunden und als kreatives Team von Menschen mit einem grünen Daumen zeigen sich die Mitarbeitenden und Senior:innen im Altenzentrum Seeheim. Dort haben viele fleißige Leute eine lange Zeit verwilderte Fläche in einen lebendigen Ort der Begegnung und Lebensfreude verwandelt.

„Aus dem Areal muss sich doch etwas machen lassen, besonders zur Freude aller Menschen, die hier leben oder berufstätig sind“, dachte sich Marc Zimmermann, Vorsitzender der Mitarbeitenden- und Schwerbehindertenvertretung. Der Altenpfleger ergriff die Initiative, motivierte Kolleginnen und Kollegen aus Pflege, Betreuung und Sozialdienst sowie Senioren, die sich für die Idee eines „Lebenslustgartens“ begeisterten.

In einer groß angelegten Aktion ist eine grüne Oase mit 22 Hochbeeten entstanden. „Bei diesem tollen Projekt wurden Kreativität, Umweltbewusstsein und ein Angebot für unsere Bewohnerinnen und Bewohner ganz wunderbar

und beispielhaft verknüpft“, sagt Einrichtungsleiterin Kerstin Wick-Suttner. Der ökologisch aufgewertete Garten liegt neben dem beschützenden Wohnbereich des Altenzentrums, so dass vor allem die an Demenz erkrankten Menschen kurze Wege ins Grüne haben. Das Zusammenbauen der Hochbeete aus recycelten Europaletten und das Gärtnern ist für alle Beteiligten ein Naturerlebnis, das die Gemeinschaft stärkt.

Mit Blick auf die Bewahrung der Schöpfung, der zentrale Auftrag der Kirche, der sich unmittelbar aus dem christlichen Glauben ergibt, hat Mission Leben auch in anderen Betreuungseinrichtungen Schwung in den Garten gebracht und mit besonderen Aktionen die Verbindung zu Natur und Umwelt gestärkt. So wurden im Altenpflegeheim An der Fasanerie in Groß-Gerau individuelle Tische im Außenbereich gestaltet, bepflanzt und bemalt. Sie sind ein Blickfang für den Garten. Oft bringen auch Angehörige besondere Töpfe mit, die von den Bewohnerinnen und Bewohnern bepflanzt und dekoriert werden. Die Beteiligten haben mit eigenen Ideen kleine Garteninseln zum Blühen gebracht und kümmern sich auch um die Pflege. Ein frisch bepflanzt Hochbeet sowie eine gemütliche





Sitzecke im Grünen verwandeln den Garten zu einem beliebten Ort der Begegnung und des Wohlbefindens.

Die Arbeit im Garten gehört zu dem Gesundheitsprojekt „Auf sicheren Beinen“, das die IKK Südwest und die Bundesarbeitsgemeinschaft für Haltungs- und Bewegungsförderung gestartet hat. Durch diese Impulse soll mehr Bewegung in den Pflegealltag kommen und das Altenpflegeheim „als bewegungsfreundlicher Lebensraum gestaltet werden“, so Mission Leben.

Die Beschäftigung mit den Pflanzen, in Begleitung von Fachleuten spricht man auch von der Gartentherapie für Senior:innen, bietet vielfältige positive Effekte auf Körper und Geist, die das Leben im Alter bereichern. Durch die Gartenarbeit wächst vieles, auch die Gedächtnis- und Konzentrationsfähigkeit. Das Immunsystem wird gestärkt, das Gedächtnis gefördert, der Stress abgebaut und die Selbständigkeit erhöht. Viele sagen, dass gegen Depressionen kein Kraut gewachsen sei, doch wer mit den Händen in die Erde greift, Pflanzen umsetzt und andere Aufgaben im Grünen erledigt, sorgt für körperliches und geistiges Wohlbefinden. Hier wird es ermöglicht, trotz Einschränkungen aktiv zu bleiben, Menschen treten mit der Natur in Verbindung und sammeln in der Gruppe Erfolgserlebnisse. Pflanzen sprechen alle Sinne an – Farben, Gerüche, Texturen und Geräusche wirken stimulierend auf das Gehirn und unterstützen neurokognitive Prozesse. Für Menschen mit Demenz können Pflanzen, Gerüche oder das Setzen von Samen Erinnerungen wecken und zur Orientierung beitragen. Mit Pflanzen wächst die Lebensfreude.

Die Mission Leben hat das Potenzial der Gartentherapie früh erkannt und in mehreren ihrer 16 Häuser, 120 Wohneinheiten im Wohnen mit Service und vier Tagespflege-Einrichtungen professionelle Konzepte etabliert. Interdisziplinäre Teams aus Pflegekräften, Ergotherapeutinnen, Gärtnern und gerontologischen Fachkräften arbeiten dabei Hand in Hand. Schulungen des Personals sowie die Gestaltung barrierefreier Therapiegärten sind dabei ebenso Teil des Konzepts wie die kontinuierliche Evaluation der Wirkung auf Bewohnerinnen und Bewohner.

Einen der größten Gärten gibt's in der Aumühle in Darmstadt-Wixhausen, wo 300 Menschen mit geistiger Behinderung zuhause sind. Sie bestimmen ihren Alltag so weit wie möglich selbst. Knapp 180 Arbeitsplätze u. a. in der Werkstatt, der Gärtnerei und Wäscherei ermöglichen eine geregelte Beschäftigung. Weitere Projekte, bei denen Senioren Gemüse pflanzen und dabei ein Gefühl von Sinnhaftigkeit und Erfolg ernten, hat Mission Leben im Haus Vogelsberg in Gedern, im Haus Am See in Höchst/Odw. sowie mit Sinnesgärten im Haus Am Erlenbach und im Haus An der Königsheide (beide Neu-Isenburg), etabliert. Außerdem wurde in Mainz im Tagesaufenthalt für wohnungslose Menschen gemeinsam mit der Initiative „bgrünhochzwei“ der Garten verschönert. Auch das Interesse an Mehrgenerationengärten wächst. So haben beispielsweise die Senior:innen im Haus An der Königsheide gemeinsam mit Mädchen und Jungen der Kindertagesstätte St. Josef in der Aktion „Ärmel hochkrepeln und ran an das Beet“ einen „Essbaren Garten“ geschaffen.



Ganz viele Zuschriften, Kommentare und Telefonate erreichten die Redaktion zum Cover von Christian Ristau, dem Thema Wehrdienst...Viele Leser:innen schrieben mit dem Tenor: „Da solltet ihr dran bleiben, bleibt bitte auch diskursiv. Von der verfassten Kirche selbst kommt ja nichts. Wie wichtig, dass der Anstoß vom Magazin kam.“ Hier eine Auswahl einer ganz Reihe von Rückmeldungen, die zum Teil gekürzt werden mussten. Weil das Thema so wichtig ist, erhält es hier breiteren Raum.



Meine erste Reaktion war: Das passt nicht. Waffen gehören nicht in Kinderhände. Kindersoldaten sind irritierend. Der Kontrast als Kritik am Krieg? Ist es so gemeint?

Der Titel des Bildes „Und die Bösen werden von Engeln erschossen“ lenkt meine Gedanken noch in eine andere Richtung. Er warnt: Sieh dich vor! Der Engel schießt zwar nicht, ist aber schussbereit. Wenn nötig, wird er schießen. Auf die Bösen. Ist das ernstgemeint? Wie oft kommt das vor? Soll man sich das wünschen?

Die Drohung mit einem strafenden Gott ist verpönt. Und gewalttätige Engel sieht man selten dargestellt. In der Bibel sind sie allerdings mehrfach bezeugt; wie auch der Zorn Gottes: „Er sandte die Glut seines Zorns unter sie, Grimm und Wut und Drangsal, eine Schar Verderben bringender Engel.“ (Ps 78.49). Der Engel des Herrn erschlägt 185 000 Assyrer in einer Nacht als sie zur Zeit des Königs Hiskia Jerusalem belagerten: „Da fuhr aus der Engel des HERRN und schlug im Lager der Assyrer hundertfünfundachtzigtausend Mann. Und als man sich früh am Morgen aufmachte, siehe, da lag alles voller Leichen.“ (Jes 37,36). In der Apostelgeschichte wird der König Herodes durch den Engel des Herrn getötet: „Als bald schlug ihn der Engel des Herrn, weil er Gott nicht die Ehre gab.“ (Apg 12,23). Weitere Belege ließen sich anführen.

So gesehen fordert das Bild auch auf, sich mit dieser oft ausgeblendeten Seite des biblischen Engel- und Gottesbildes zu beschäftigen - ob man die nun tröstlich findet, weil man unter den Bösen leidet oder bedrohlich, weil man zu den Bösen gehört. Um die Ausübung von Gottes Gewalt zu bitten, könnte jedenfalls ein berechtigtes Gebet der Opfer von Gewalt sein.

Und dann gibt es ja noch diesen (entmythologisierenden) Satz von Rudolf Otto Wiemer „Es müssen nicht Männer mit Flügeln sein, die Engel“. Es gibt nicht nur die himmlischen Heerscharen. Auch die irdischen können im Dienst Gottes stehen, ob sie das nun wissen oder nicht. Vielleicht können ja auch Soldatinnen und Soldaten der Bundeswehr mitunter als Schutzengel wirken, die für Frieden und Sicherheit sorgen; notfalls mit Gewalt. Vielleicht genügt aber auch die Warnung. Sofern man sie ernst nehmen muss.

Der Weisheit und des Glaubens letzter Schluss ist das sicher nicht, aber soweit meine Gedanken zu ihrem Titelbild.

Jürgen Seidl, Frankfurt am Main



Das vorgelegte Bild ist schwer erträglich. Es ist nicht weit entfernt vom Kindesmissbrauch. Der „unschuldige“ und „niedliche“ Gesichtsausdruck des Kindes passt nicht zu der gefährlichen Waffe, die dem Kind in die Hände gelegt wurde. Was weiß das Kind von „den Bösen“, die damit erschossen werden sollen? Welche „Bösen“ kennt es schon? Der Blick geht nicht seitwärts, sondern geradeaus - direkt in die Augen des Betrachters. Bin ich „der Böse“? Wird sich die Waffe gleich auf mich richten, und wird der „Engel“ dann nicht mehr so niedlich aussehen? Auch Kinder kämpfen nicht selten mit anderen Kindern, zanken sich und streiten, leisten Widerstand auch gegen Erwachsene. Aber mit der Kalaschnikoff in der Hand? Hoffentlich nicht!

Ein Engel soll es sein, weshalb dem Kind Flügel angehängt wurden. Das Klischee vom geflügelten Engel ist immer noch populär. Genauso wie das Klischee vom „Unschuldengel“ oder vom „schönen“ und „lieblichen“ Engel (...). Seit einem Gedicht von Rudolf Otto Wiemer wissen wir, was man auch durch die Kenntnis biblischer Geschichten wissen könnte: „Es müssen nicht Männer mit Flügeln sein, die Engel.“ Was sie stattdessen sein müssen: Engel, die Botschaften überbringen, die im Weg stehen, die Gott loben, die trösten. Von Engeln, die zum Erschießen böser Menschen gekommen sind, lese ich in der Bibel nichts.

Allerdings - und das ist auch ein „Bild vom Frieden“: Josua traf, als er vor den Mauern von Jericho stand, einen fremden Mann mit einem Schwert in der Hand. „Gehörst du zu uns oder zu unseren Feinden?“ fragte er. War es einer von Josuas Leuten, oder war es ein Kämpfer aus der Stadt Jericho, die Josua erobern wollte? In der Nacht war offenbar nicht zu erkennen, wen Josua da vor sich hatte. Immerhin: die fremde Gestalt trug ein Schwert. Eine Kalaschnikoff kannte man damals noch nicht.



Aber so einfach als Freund oder Feind wollte sich der Fremde nicht einordnen lassen. Josua hörte, was er sagte: „Ich bin der Fürst über das Heer des Herrn und bin jetzt gekommen.“ Ein Erzengel also, ein hochrangiger Vertreter der himmlischen Heerscharen stand da dem Josua im Weg. Nicht von den Feinden und nicht aus dem eigenen Lager kam dieser Fremde, sondern aus einer Welt, in der Gott allein das Sagen hat. Da gab es für Josua nur noch eines: er fiel nieder auf sein Angesicht und fragte: „Was sagt mein Herr seinem Knecht?“ Auf einmal war Josua nur noch Ohr. Hören wollte er - und gehorchen. Weisung wollte er empfangen, Orientierung in ungewisser Zeit. „Zieh deine Schuhe von deinen Füßen; denn die Stätte, darauf du stehst, ist heilig.“ Das war es, was Josua hörte und was er ohne Zögern dann tat. Der Engel zog ihm sozusagen die Schuhe aus. Mit nackten Füßen, wehrlos geworden, spürte Josua die Kälte und die spitzen Steine, den Staub und das Gras und in alledem die Heiligkeit der Erde, die Gott gehört.(...) Jetzt hieß es nicht kämpfen, sondern innehalten und die Begegnung mit Gott aushalten, die auch eine Begegnung mit der eigenen Nacktheit und Verletzlichkeit ist.(...) Welcher Engel wird uns davor bewahren, nach Zeiten einer heilsamen Unterbrechung wieder in ein Verhalten zurückzufallen, das schon überwunden zu sein schien?

Rainer Staeger, Marburg



Frisch im Urlaub finde ich das neue Magazin im Briefkasten und lese es fast einem Stück. Der Titel lässt mich verstört zurück und hat mich aber in diesem Sinne angesprochen. Vielen Dank besonders für die Beiträge, die vor den Hintergrund der - nicht mehr ganz so - neuen Realität des russischen Imperialismus geschrieben sind.

Ulrich Möbus, Babenhausen



Eine verteidigungsfähige Bundeswehr und eine Stärkung der sicherheitspolitischen Handlungsfähigkeit Europas sind notwendig. Diese Verteidigungsfähigkeit muss aber in eine Strategie der Deeskalation und schrittweisen Vertrauensbildung eingebettet sein, - nicht in einen neuen Rüstungswettlauf. Tatsächlich sind allein die europäischen Mitgliedsstaaten der NATO, selbst ohne die US-Streitkräfte, Russland konventionell militärisch deutlich überlegen. Militärische Alarmrhetorik und riesige Aufrüstungsprogramme schaffen nicht mehr Sicherheit für Deutschland und Europa, sondern führen zur Destabilisierung und zur Verstärkung der wechselseitigen Bedrohungswahrnehmung zwischen NATO und Russland.“ (SPD-Manifest: Friedenssicherung in Europa durch Verteidigungsfähigkeit, Rüstungskontrolle und Verständigung, April 2025)

Für den Ruheständler Heymel (S.18f) ist diese Einstellung „naiv und realitätsfern“. Wahrscheinlich hat er das Manifest der SPD überhaupt nicht gelesen, er wiederholt nur, was FAZ und andere darüber geschrieben haben. Was mich empört, ist, dass das Magazin diese SPD-Schelke abdruckt. Da lese ich bei dem allseits gelobten Hartmut Rosa etwas ganz anderes: Was wir brauchen, ist eine Vision. Es wird ja immer gesagt: Die Aufrüstung hat doch mal super funktioniert im Kalten Krieg. Das mag stimmen, aber erstens standen wir 1962 und 1983 zweimal kurz vor einem Atomkrieg. Und es hat nur deshalb funktioniert, weil man nach der Kubakrise eingesehen hat, dass wechselseitig vertrauensbildende Maßnahmen nötig waren. Heute brauchen wir wieder eine Vision für solche Dinge, zum Beispiel Abrüstungsverträge und die Stärkung der Uno. Wir brauchen Visionen für die großen Konflikte, die wir im Moment im Nahen Osten und in der Ukraine sehen. Ich finde, es ist nicht wirklich schwer, sich Möglichkeiten auszudenken, wie es dort weitergehen kann. Selbst Carlo Masala sagt, dass wir irgendwann verhandeln müssen. Also überlegen wir doch, wie ein solches Verhandlungsergebnis aussehen könnte. Derzeit entwickelt jedoch leider niemand eine Vision, sondern alle reden nur noch davon, wie wir aufrüsten wollen. Ich halte das für pervers.(Interview Berliner Zeitung 7/2025)

Das neue Heft soll provozieren - auch das Titel-Bild des Engels mit dem Gewehr -, aber in welche Richtung und wozu? Abschied von der Friedensbewegung? Abschied von der Bergpredigt, die dann ja auch „naiv und realitätsfern“ ist? Der „Hüsch“ würde nur mit dem Kopf schütteln. Zum Glück höre ich aus dem Interview mit C.C. Ashbrook andere Töne „...die Diplomatie muss die vorrangigste Methode sein...“

Joachim Dietermann, Seeheim-Jugenheim





Der „Universal Soldier“ der im „Soundtrack des Lebens“ erwähnt wird, stammt nicht von Donovan! Dieser hat lediglich die prominenteste Coverversion des Songs (und dazu auch noch leicht verändert) veröffentlicht. Das Lied stammt ursprünglich aus der Feder von Buffy Sainte-Marie und ihr Leben und musikalisches Schaffen verdienen durchaus einen Blick bzw. auch ein intensiveres Hinhören: Den „Universal Soldier“ hat sie 1964 auf ihrer ersten LP veröffentlicht.

Neben dem „Universal Soldier“ (für den ich noch heute gerne und mit tiefem Respekt zu Gitarre greife) hat auch der Titelsong zu dem Film „Das Wiegenlied vom Totschlag“ - „Soldier Blue“ - Buffy Sainte-Marie für mich unvergessen gemacht. Sie weiß wovon sie da singt und wer, wenn nicht sie, täte das auch mit jedem Recht(...)

Hans Peter Kovács, Ebsdorfergrund



Ja, der Angriffskrieg des Tyrannen stellt unsere evangelische Friedensethik auf eine harte Bewährungsprobe. Ihnen resp. der Redaktion ist es zu verdanken, mithilfe der klug zusammengestellten Beiträge und des Plakats von Christian Ristau einen längst überfälligen Diskurs zu eröffnen, der nunmehr die bittere Realität ins Auge fassen muss.

Das Plakat habe ich mir bekannten Ukrainern vorgelegt. Zunächst waren sie überaus konsterniert und konnten kurzfristig keine Antwort geben: Erst Tage später erfuhr ich ihre Gedanken:

Die furchtbaren Kriegsverbrechen Putin-Russlands in der Ukraine rufen selbst die Boten Gottes als Kämpfer für unsere Freiheit auf den Plan. Nun fragen wir Euch: Sind unsere tapferen Soldaten Engel ohne Flügel?

Drei Gedanken zum Cover:

1. Der Moskauer Tyrann und die Ultima Ratio des Himmels
2. Gesinnungs- und Verantwortungsethik bedingen einander mehr denn je
3. Seit Beginn des Putin-Kriegs mobilisieren auch Engel die Dialektik von Friedfertigkeit und Abschreckung

Michael Bedbur, Wiefelstede



Ich war verwundert als ich das neue Magazin für evangelische Pfarrer:innen in die Hände bekam. Schon das Titelbild fand ich für ein Pfarrblatt völlig unpassend. Ein Engel kann keine Waffe haben. Auch die ersten Artikel fand ich nicht angemessen. Wir brauchen nicht die Kriegstauglichkeit, sondern die Friedenstauglichkeit.

Karl Leonhäuser, Bad Sooden-Allendorf



Ich gratuliere, Euer Heft fand ich ganz außerordentlich gut gelungen: Höchst aktuell, der gegenwärtige Trend zur Militarisierung unserer Gesellschaft ist von vielen Seiten in Pro und Kontra beleuchtet, aber nichts absolut verworfen. Damit lässt sich gut weiterdenken und arbeiten. Dazu das Cover: In meinen Augen ein Mächtegern-Friedensengel dem gegen seinen Willen eine Waffe aufgezwungen wurde. Vielen Dank für das Heft.

In Einzelheiten will ich mich nicht verlieren. Nur etwas Kurioses zu Ihrer Suche nach Friedensliedern, Mich hat so ein Song durch mein Leben begleitet. Allerdings schon aus der Friedensbewegung der 50er Jahre, als es um die Wiederbewaffnung der Bundesrepublik ging. Als ca. 15jähriger Pimpf bei Pfadfindern empfand ich es immer als Höhepunkt bei Lagerfeuerabenden. Der Liedanfang lautet: Deutsche marschieren... Mehr fiel mir dazu jetzt auf Anhieb nicht ein. Aber meine Kampfgenossin gegen die Misslichkeiten des Alterns gab diese beiden Anfangsworte bei ChatGPT zur Suche ein. In Sekundenschnelle kam die Antwort: So ein Lied sei nirgends dokumentiert. Es wurden uns aber ähnliche Texte angeboten, die aber mit unserem Suchziel nichts zu tun hatten (z.B. Kameraden wir marschieren...). Die verwarfen wir und sammelten aus unseren Erinnerungen weitere Bruchstücke des Gesuchten. Und siehe da: Nach einer nach meinen Erfahrungen für ChatGPT sehr langen Suche (geschätzt mindestens 3 Minuten) kam die Antwort: Es müsse sich wohl um eine Umdichtung eines japanischen Antikriegsliedes

aus der Zeit vor 1946 handeln. Sein Anfang nach Übersetzung aus dem Japanischen lautete: Japaner marschieren, Japaner erfrieren, Japaner krepieren für Japans Profit, tragen Helme & Gewehre für Japans Ruhm und Japans Ehre. Das traf nun haargenau, was ich noch aus meiner Erinnerung herausholen konnte (...)

Unser Friedenslied:

1. Deutsche marschieren, Deutsche erfrieren. Deutsche krepieren für aller Welt Profit.
Sie tragen Helme und Gewehre für fremden Ruhm, für fremde Ehre.
Wir deutschen Jungen fragen jedoch: Wie lange noch? Wie lange noch?
2. Tief drunten im Dschungel, zerfressen von Fieber, Deutsche verbluten für Frankreichs Republik.
Sie tragen Helme und Gewehre für Frankreichs Ruhm, für Frankreichs Ehre.
Wir deutschen Jungen fragen jedoch: Wie lange noch? wie lange noch?
3. Die Brüder im Osten, die werden erzogen zu kämpfen und zu sterben für die Sowjetrepublik.
Sie tragen Helme und Gewehre für Moskaus Ruhm, für Moskaus Ehre,
Wir deutschen Jungen fragen jedoch: Wie lange noch? Wie lange noch?
4. Nun solln auch im Westen die Deutschen marschieren, erfrieren und krepieren für die Bundesrepublik.
Sie tragen Helme und Gewehre - verlorne Rotten fremder Heere.
Wir deutschen Jungen sagen jedoch: Das fehlt uns noch! Das fehlt uns noch!

ChatGPT bot übrigens noch an, uns weitere passende Verse zu gestalten und ein Musikblatt hinzuzufügen, Darauf verzichteten wir zumindest vorläufig. ChatGPT fügt aber noch hinzu: Die Umdichtung sei wirklich nirgends dokumentiert. Sie sei aber ein wertvolles Zeugnis für die deutsche Gesellschaft der 50er Jahre.

Helmut Steiner, Willmenrod



Der mutierte Friedensengel von Christian Ristau passt doch zur momentan wahrzunehmenden „Zeitenwende“. Besonders augenscheinlich wird das in dem „Einwurf“ von Michael Heymel. Ist er nicht auch von einem jungen friedensliebenden Vikar, der gegen den Nato-Doppelbeschluss in Bonn demonstrierte zu einem jetzt in die Jahre gekommenen, geläuterten Militärengel geworden? Dass er dabei Martin Niemöller (so interpretiere ich das) vereinnahmt und versucht Niemöller mit seiner Kriegs- und Verteidigungslogik in Übereinstimmung zu bringen, finde ich infam, verblendet und pietätlos. Was hätte Jesus dazu wohl gesagt? Jawohl, es reicht!

Und übrigens, dass „Manifest“, aus der Feder etlicher Friedensfreunde aus der SPD halte ich für eine notwendige und kluge Ansage, gegen die von Olaf Scholz angekündigte und vom Bundestag verabschiedete „Zeitenwende“. Eine Wende hin zur Kriegstüchtigkeit, ganz nach dem Geschmack des Verteidigungsministers Pistorius. Ein solches Manifest hätte ich mir auch von unserer Kirche gewünscht. Stattdessen übt sie sich wieder in wohlklingenden, aber in Watte gepackten Äußerungen. Man will ja keinem weh tun. Statt sich an der Radikalität Jesu und seiner Botschaft vom Reich Gottes zu orientieren, wird man wieder zahm und zahnlos. Man mutiert zielsicher zu einem Kriegsengel mit Unschuldsblick.

Hubertus Naumann, Lützelbach



Eins, zwei, drei war meine Reaktion

Eins war: „Wow!“ Das nicht steuerbare Sofort. Gesteuert natürlich aus den Tiefen der eigenen Gesamt-Persönlichkeit (Bildungsbürger). Und die sprang an auf das Kunstwerk: Sieht gut aus, sagt was aus, ist frech...

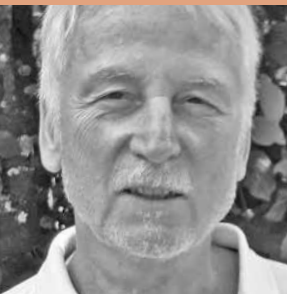
Zwei war: „Blasphemie!“ Sogleich dahinter, gesteuert natürlich aus der zentralen Christlichen, Kant'schen freien Verantwortungs-Persönlichkeit der Werte, Orientierungen, Überzeugungen: so geht das nicht.

Jetzt waren schon einige Millisekunden vergangen...

Kommt drei: „Das triggert Dich an!“ Da wird Deine Sache verhandelt, was Dich bewegt, wohin Du willst, wovon Du was verstehst, die kommunikative Ambivalenz, das Zeitbild einer in der Friedensfrage zerrissenen Nation, die konkreten Probleme der Wirklichkeits-Wahrnehmung...

Deshalb schreibst Du diese Zeilen. Und äüßerst den Wunsch, dass ein Disput-Dialog angestoßen sein möge, ein Austausch balanciert in Beziehung und Sache, so selten geworden und so dringend nötig. Aus dem Wunsch entsteht die Bitte an die Redaktion, nochmal einen Krieg-Frieden-Schwerpunkt zu platzieren – wo jemand wie ich sich auch inhaltlich wiederfinden kann, die „friedenslogische“ Perspektive. Ohne sie könnte man, pointiert auf die Kombi Cover und Inhalt reagierend, im Bild ganz platt den gefallen Engel sehen, den Teufel...

Gerd Bauz, Frankfurt



Dr. Dieter Schneberger
Journalist
Marburg

Nachbarschaftsräume in der EKHN: Ohne Zusammenarbeit scheitert der Reformprozess

Ingelheim/Oppenheim. Die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) befindet sich in einem gigantischen Transformationsprozess. Ziel des Projekts „ekhn2030“ ist es, notwendige Einsparungen umzusetzen, stärker zusammenzuarbeiten und trotz des Rückgangs an Finanzmitteln und Personal in der Fläche präsent zu bleiben.

Das Dekanat Ingelheim-Oppenheim mit seinen 41 Gemeinden und 44.000 Mitgliedern hat die ersten Reformschritte hinter sich. 2024 wurden fünf Nachbarschaftsräume gebildet, und zum 1. Januar 2025 hat in jeder dieser Regionen ein Verkündigungsteam aus Pfarrpersonen, Kirchenmusikerinnen und -musikern sowie Gemeindepädagoginnen und -pädagogen die Arbeit aufgenommen.

„Drei Nachbarschaftsräume haben sich bereits als Gesamtkirchengemeinden konstituiert und sich entsprechend benannt“, berichtet Dekan Olliver Zobel. Neben Ingelheim seien dies die Region rund um Bingen, die nun „Nahe an Rhein und Wißberg“ heiße, sowie die Region um Nierstein, die sich den Namen „Rheintal-Höhen“ gegeben habe.

Die Gesamtkirchenvorstände mit ihren jeweils zwölf bis 15 Mitgliedern würden ihre Arbeit zum 1. Januar kommenden Jahres aufnehmen, kündigt der 57-jährige Theologe an. Schon jetzt sei absehbar, dass es kein großes Gerangel um die Mandate geben werde, da viele ältere Kirchenvorstände ihre Ehrenämter aufgeben wollten.

Bis 2026 muss geklärt sein, welche Gebäude womöglich umgenutzt oder aufgegeben werden, wo die gemeinsamen Büros entstehen und wie viele Menschen zu welchen Konditionen

dort arbeiten. Die Verwaltungsunterstützung sei ein wichtiger Punkt für den Erfolg des gesamten Prozesses, betont Zobel.

Der Dekan appellierte an die neuen Verkündigungsteams, effektiv und vertrauensvoll zusammenzuarbeiten und Aufgaben abzugeben. „Wenn jeder alles machen und diskutieren will, scheitert der gesamte Prozess. Dann werden wir uns als Kirche auch nicht im Sozialraum engagieren können.“ Der Prozess berge Chancen, fordere aber auch sehr. Er glaube fest daran, dass die Kirche mit den neuen Strukturen – auch bei den Kitas – in der Fläche bleiben könne und eine Zukunft haben werde.

Es gebe Teams wie in Nierstein, die bereits sehr gut funktionierten, ergänzt Zobel. Andere wie etwa das Ingelheimer Team litten darunter, dass drei Pfarrpersonen in den Ruhestand gingen und eine in Elternzeit sei.

Der Theologe in Elternzeit heißt Christian Brost. Er ist jeweils mit einem halben Dienstauftrag Pfarrer in Heidesheim und für Gesellschaftliche Verantwortung des Dekanats. Der 39-jährige begrüßt den Reformprozess und sieht auch die Zusammenarbeit im Team positiv. „Das wertet die anderen Berufsgruppen auf und führt zu einem gleichberechtigten Miteinander“. Voraussetzung dafür sei allerdings, dass die Teammitglieder gut zusammenpassten.

Simon Ahäuser, Pfarrer in Oppenheim und Dienheim, berichtet von Sorgen und Ängsten vor allem in den kleineren Gemeinden. Diese hätten lange „im Luxus gelebt“ und fürchteten sich nun davor, Personal und Gebäude zu verlieren. Deshalb seien Gemeindeversammlungen wichtig. „Wenn wir die Kirchenmitglieder einbeziehen, haben sie auch Verständnis für den Transformationsprozess.“



Dekan Olliver Zobel

Um die kirchlichen Etats weiter zu entlasten, rät Ahäuser, „möglichst viel Verwaltungsarbeit aus den kleineren Orten herauszubekommen“ und auch mit den katholischen Gemeinden zusammenzuarbeiten. „Denn die haben dieselben Probleme wie wir. Warum sollten wir uns nicht Gemeinderäume und Büros teilen?“

Mit Optimismus und Tatkraft gehen auch die nicht-theologischen Mitglieder der Teams den Transformationsprozess an. Dazu gebe es aufgrund des Rückgangs an Mitgliedern und Personal keine Alternative, ist Gemeindepädagogin Margarete Ruppert überzeugt. Ziel sei es, „nahe bei den Menschen zu bleiben“ und sich den Herausforderungen mit guter Arbeit zu stellen. Sich von den Veränderungen „fertig machen zu lassen“ sei kontraproduktiv. Denn der Prozess gehe auch nach 2030 weiter, ist sie sicher.

Sie fühle sich sehr wohl im Verkündigungsteam des Nachbarschaftsraums Ingelheim, sagt die 40 Jahre alte gebürtige Thüringerin. Sie ist zuständig für die Konfi- und Jugendarbeit und mit

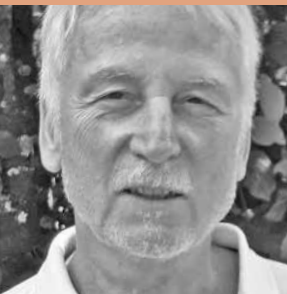
halber Stelle auch als Religionslehrerin tätig. „Die Pfarrpersonen und der Kirchenmusiker Carsten Lenz haben mich offen und herzlich aufgenommen. Wir arbeiten auf Augenhöhe miteinander“. So sei das Team zum Beispiel gerade dabei, eine Konfi-Fahrrad-Rallye mit 60 Teilnehmenden zu planen.

Dass er jetzt mit Pfarrern und Pfarrern sowie einer Gemeindepädagogin im Team tätig sei, sei für ihn nichts Neues, sagt der Kantor und Organist an der Oppenheimer Katharinenkirche, Ralf Bibiella. „Kirchenmusik war schon immer eine verkündigende Form.“

Der 61-Jährige, der zusätzlich Propsteikantor für Rheinhessen und Nassauer Land ist, weist auf die sehr guten Arbeitsbedingungen an der Katharinenkirche und die „hervorragende Ausstattung mit Proberäumen“ hin. Außerdem hebt er die intensive kirchenmusikalische Zusammenarbeit mit dem Nachbarschaftsraum Nierstein und der Verbandsgemeinde Rhein-Selz hervor. Man müsse nur aufpassen, dass sich die kleineren Gemeinden nicht an den Rand gedrängt fühlten, sagt Bibiella.



Foto: pixabay.com | simschmidt



Dr. Dieter Schneberger
Journalist
Marburg

Kooperationsräume in der EKKW: Grundversorgung und mehr

Marburg, Kassel. Die Bildung von Kooperationsräumen ist auch ein zentraler Bestandteil des Reformprozesses in der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck. Laut Kirchengesetz vom 23. November 2016 handelt es sich dabei um rechtlich unselbstständige Zusammenschlüsse mehrerer Kirchengemeinden in einem Kirchenkreis „mit Pfarrstellen im Umfang von mindestens drei vollen Dienstaufträgen“. Ein Kooperationsausschuss, der sich aus Kirchenvorständen und dem Pfarrpersonal zusammensetzt, begleitet und fördert die Zusammenarbeit.

Im Kirchenkreis Marburg wurden die Kooperationsräume im Jahr 2023 neu zugeschnitten. Es entstanden mit Marburg-Nord, Lahn-Ost und FLOW drei Räume der Zusammenarbeit von Marburger Stadtgemeinden und Landgemeinden, wie Dekan Burkhard von Dörnberg berichtet. So kooperieren etwa in Marburg-Nord die Gemeinden der Marburger Elisabethkirche, der Universitätskirche und der Markuskirche mit den Gemeinden in Wehrda, Michelbach, Wehrshausen, Einhausen-Dagobertshausen und Weitershausen-Dilschhausen.

Zu FLOW (Fronhausen, Lohra und Weimar) gehören die Lutherische Pfarrkirche und Matthäuskirche Marburg, und den Kooperationsraum Lahn-Ost bilden die Gemeinden im Ebsdorfergrund, Marburg-Moischt, Marburg-Cappel, Winnen und Nordeck sowie die Lukas- und Paulusgemeinde und die Gemeinde am Richtsberg in Marburg.

Pflichtbestandteile der Vereinbarungen seien die gegenseitige Vertretung der Pfarrerrinnen und Pfarrer sowie die Planung und Gestaltung von gemeinsamen Gottesdiensten, betont von Dörnberg. Je nach Engagement und Finanzierbarkeit könnten weitere Gemeinschaftsprojekte etwa in den Bereichen Konfirmanden-, Jugend oder Seniorenarbeit dazukommen.

Zur Entlastung der Theologinnen und Theologen und der anderen Hauptamtlichen seien den Kooperationsräumen Verwaltungsassistenzen zugeordnet, berichtet der 51-jährige Theologe. Außerdem verfüge der Kooperationsraum Marburg-Nord über eine von insgesamt neun Stellen „Diakon:in in der Region“, die die Landeskirche 2021 geschaffen hatte.

Insgesamt stehen nach von Dörnbergs Angaben in den drei Kooperationsräumen des Kirchenkreises 25 Pfarrstellen zur Verfügung. Wegen der demografischen Entwicklung und Austritten falle künftig jährlich eine halbe Stelle weg. Zentral sei allerdings, dass jede Gemeinde auf eine halbe Stelle Anspruch habe und so die „Grundversorgung“ gewährleistet sei. „Jedes Gemeindeglied muss wissen: das ist meine Pfarrperson, die ist zuständig für die Geschäftsführung, für Taufen, Trauungen und Beerdigungen.“

Mit der Bildung von Kooperationsräumen werden nach Überzeugung des Marburger Dekans nicht nur die vorhandenen Ressourcen möglichst sinnvoll eingesetzt. Auch der Austausch zwischen den Pfarrpersonen und den anderen Haupt- und Ehrenamtlichen werde verbessert



Dekan Burkhard von Dörnberg

und das Verständnis füreinander gefördert. „Wir müssen wegkommen von der Vorstellung, dass eine Pfarrperson alles machen muss.“

Das System „Kooperationsräume“ werde künftig ergänzt von kleineren regionalen Einheiten, sogenannten Nachbarschaften, fügt von Dörnberg hinzu. Zudem werde auch vermehrt über Gemeindefusionen nachgedacht, etwa in der Lukas- und Paulusgemeinde in Marburg sowie in den Gemeinden des Ebsdorfergrunds.

Heike Preisung, die Pfarrerin von Wittelsberg-Moischt im Kooperationsraum Lahn-Ost, sieht die Chancen der Zusammenarbeit von Stadt- und Landgemeinden im Kirchenkreis Marburg. Der besondere Zuschnitt der Kooperationsräume trage dazu bei, „dass das Verständnis füreinander wächst und übergreifende Zusammenarbeit erprobt wird“.

Die Bildung von Kooperationsräumen hat nach Preisings Beobachtung sowohl die vorhandene Zusammenarbeit gestärkt als auch neue Kooperationen initiiert. „Zusammenarbeit bedeutet aber nicht automatisch Ressourceneinsparung – Abstimmungsprozesse und innovative gemeinsame Projekte brauchen eher zusätzliche

Zeit und Energie. Deshalb besteht auch eine Herausforderung in der Kopplung der Arbeit in den Kooperationsräumen mit den Themen der Einsparung von Personal und Gebäuden.“

Innerhalb von Lahn-Ost arbeiteten die Gemeinden noch in kleineren, gewachsenen Einheiten zusammen, etwa im Ebsdorfergrund, erläutert die 53-jährige Theologin. Die Gemeinden kooperierten etwa bei der Gottesdienstreihe „Sommerkirche“ und der Konfirmanden- und Jugendarbeit, unterstützt von einem Referenten der Evangelischen Jugend Marburg mit einer viertel Stelle.

Der Kooperationsraum verfügt nach Angaben von Preisung über 7,5 Pfarrstellen. Die Theologinnen und Theologen, die Verwaltungsassistenz und der Jugendreferent treffen sich sechs- bis achtmal im Jahr zu Dienstbesprechungen. Außerdem kommt zweimal im Jahr der Kooperationsausschuss zusammen, in dem die Kirchenvorstände und damit auch das Ehrenamt eingebunden sind.

„Ich arbeite gern mit anderen zusammen“, sagt Preisung. Die Strukturen, in denen man arbeitet, im laufenden Prozess neu zu gestalten, sei aber auch eine „große Anstrengung“.



AMTSBLATT

DER EVANGELISCHEN KIRCHE IN HESSEN UND NASSAU



121

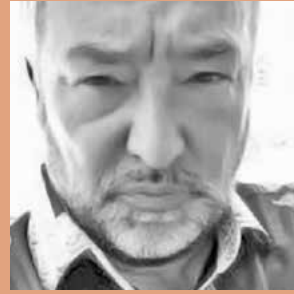
Darmstadt, 15. Juli 2025

Ausgabe 7

Seite

Inhalt

Arbeitsrechtliche Kommissionen	123
Nr. 60 – Arbeitsrechtsregelungen der Diakonie Hessen vom 16. Juni 2025	123
Bekanntmachungen	
Nr. 61 – Verbindlicher Zeitplan für die Kirchenvorstandswahlen 2027	128
Nr. 62 – Änderung der Satzung der Evangelischen Mission in Solidarität v. 14. November 2024	132
Nr. 63 – Bildung der Ev. Gesamtkirchengemeinde Mittleres Lahntal	134
Nr. 64 – Bildung der Ev. Gesamtkirchengemeinde um den Wilhelmsturm	134
Nr. 65 – Bildung der Ev. Gesamtkirchengemeinde Herborn-Mittenaar-Siegbach	135
Nr. 66 – Bildung der Ev. Gesamtkirchengemeinde Dietzhöhlztal-Eschenburg	135
Nr. 67 – Bildung der Ev. Kirchengemeinde am Vogelsberger Himmelborn (Gesamtkirchengem.)	136
Nr. 68 – Bildung der Ev. Gesamtkirchengemeinde Lauterbach-Wartenberg	136
Nr. 69 – Bildung der Ev. Gesamtkirchengemeinde Bergstraße Nord	137
Nr. 70 – Bildung der Ev. Gesamtkirchengemeinde Breidenbacher Grund	137
Nr. 71 – Bildung der Ev. Gesamtkirchengemeinde Oberland	138
Nr. 72 – Bildung der Ev. Gesamtkirchengemeinde Bischoffen-Bad Endbach	138
Nr. 73 – Bildung der Ev. Gesamtkirchengemeinde Gerauer Land	138
Nr. 74 – Bildung der Ev. Gesamtkirchengemeinde Mainspitze	139
Nr. 75 – Bildung der Ev. Gesamtkirchengemeinde Westerwald Süd	139
Nr. 76 – Bildung der Ev. Gesamtkirchengemeinde Nördliche Wetterau	140
Nr. 77 – Bildung der Ev. Gesamtkirchengemeinde Mittlere Wetterau	140
Nr. 78 – Bildung der Ev. Gesamtkirchengemeinde Bad Nauheim und Ober-Mörlen	140
Nr. 79 – Bildung der Ev. Gesamtkirchengemeinde am Schiffenberg	140
Nr. 80 – Bildung der Ev. Gesamtkirchengemeinde an Bieber und Dünsberg	141
Nr. 81 – Umbenennung der Ev. Gesamtkirchengemeinde Gießen Mitte in Ev. Philippusgemeinde Gießen	141
Nr. 82 – Auflösung der Ev. Gesamtkirchengemeinde Allendorf-Kleinlinden	142
Nr. 83 – Bildung der Ev. Gesamtkirchengemeinde Grünberger Land	142
Nr. 84 – Bildung der Ev. Gesamtkirchengemeinde Horloffau	142
Nr. 85 – Bildung der Ev. Kirchengemeinde Bad Homburg v. d. Höhe (Gesamtkirchengemeinde)	143
Nr. 86 – Umbenennung der Ev. Gesamtkirchengemeinde Loreley in Ev. Gesamtkirchengemeinde Blaues Ländchen-Loreley	143
Nr. 87 – Bildung der Ev. Gesamtkirchengemeinde Lahn-Taunus	144



Dr. Dieter Becker
Pfarrer
Raunheim

Nachbarschaftsraum – evangelisch?

Anmerkungen zu neuen Formen in evangelischen Kirchen

Zu einem der wesentlichsten Elemente der Reformation zählte – neben den theologisch bedeutsamen Sola/Solus-Aussagen (allein Bibel, allein Gnade, allein Christus, allein Glaube) – die strukturelle Bedeutsamkeit der „Gemeinde“ als Grundinstanz des Lutherischen, Reformierten, Protestantischen und damit Evangelischen.

Luther verfasste im Jahr 1523 an die Gemeinde in Leisnig das Schreiben, *„Dass eine christliche Versammlung oder Gemeinde Recht und Macht habe, alle Lehre zu urteilen und Lehrer zu berufen, ein- und abzusetzen. Grund und Ursache aus der Schrift“* [WA 11, (401-407) 408-416].

Zusammenfassend:

„Aufbauend auf der Erkenntnis, dass es die christliche Gemeinde und deren Glieder sind, die Kirche/Gemeinschaft im biblischen Sinne ausmachen, gestaltet er (Luther) ein Pfarrbild aus der Perspektive der Gemeinde. Die allgemein gehaltene Schrift wurde veranlasst durch eine Anfrage der Leisniger Gemeinde (zwischen Dresden und Leipzig gelegen). Luther legt in ihr die Bedeutung (Auswahl des Pfarrkandidaten), die Ausrichtung (pastorale Aufgaben) und die Organisationsstruktur (Pfarrwahl) eines evangelischen Pfarramtes dar. Zudem entwickelt er in dieser programmatischen Schrift ein Verfahren, wie Gemeinden sich ihre eigenen Pfarrer bzw. Lehrer aussuchen sollen. Die Hinleitung ist recht einfach:

Eine Gemeinde, die das wahre Evangelium predigt, kennt ...

- die wahren Lehrer,
- kann falsche Propheten von den richtigen unterscheiden,
- prüft alles und behält das Gute und
- lässt sich nicht zur falschen Lehre verführen, weil sie eben alle Lehre beurteilt.

Luther folgert nun daraus, dass eine christliche Gemeinde, die das Evangelium predigt, sich der katholischen Obrigkeit (dem Bischof, Kloster oder Stift, die im katholischen Recht die Priesterbesetzung vornehmen) entzieht. Die Gemeinde, die bei Luther häufig mit der realen Kirchengemeinde assoziiert wird, ist gerufen, sich selbst einen Pfarrer bzw. einen Prediger zu wählen. Grundsätzlich unterscheidet Luther zwei Aspekte im Blick auf die pastorale Tätigkeit:

- a) *wo es keine Christen gibt, ist jeder Christ zum Pfarrer bzw. zum Priester gerufen, das Evangelium zu verkünden,*
- b) *wo eine Gemeinde aus Christen besteht, ist ein Pfarrer bzw. ein Prediger von der Gemeinde her zu wählen.*

Hier wird das Moment der Basiswahl eines Pfarrers propagiert, die Luther auch später immer als notwendige Voraussetzung ansieht.

Die Gemeinde bzw. die Gremien der christlichen Gemeinde haben das Recht, Lehre zu beurteilen und Pfarrer zu wählen. Die Voraussetzungen zum Pfarrberuf sind bei Luther ähnlich denen, die er für die Erfüllung eines jeden Berufs ansieht. Die Eignung zum Pfarrberuf sieht Luther in drei Aspekten [WA 11, S. 411, Z. 28–30] gegeben:

- *Empfehlung und grundsätzliche Eignung bzw. Geschicklichkeit („So man geschickt dazu findet“)*
- *Intellekt und Verständigkeit („die Gott mit Verstand erleuchtet“)*
- *Befähigung und pastorale Gaben („mit Gaben dazu geziert sind“).*

(aus: DB, Pfarrerberufe zwischen Praxis und Theorie, Ffm 2010, Kap. 3, S. 96f, Download des gesamten Kapitel 3 unter agentur-aim.com/downloads/DB-Pfarrerberufe_Kap.3-Luther.pdf)

Theologiegeschichtlich wurde dies dann bei Peter Blickle thematisch unter dem Begriff der „Gemeindereformation“ (Gemeindereformation – Die Menschen des 16. Jahrhunderts auf dem Weg zum Heil, 1987) als strategisches Strukturkonzept nachgezeichnet.

Zeitgeschichtlich hatten die Ausführungen Luthers unmittelbare „politische“ Auswirkungen. In den berühmten zwölf Artikeln der Bauern (vgl. [de.wikipedia.org/wiki => Zwölf Artikel](https://de.wikipedia.org/wiki/Zwölf_Artikel)) forderten die Bauernvertreter in Memmingen im März 1525 wesentliche Menschen- und Grundrechte ein. Artikel 1 der Bauern lautet:

„Jede Gemeinde soll das Recht haben, ihren Pfarrer zu wählen und ihn zu entsetzen (abzusetzen), wenn er sich ungebührlich verhält. Der Pfarrer soll das Evangelium lauter und klar ohne allen menschlichen Zusatz predigen, da in der Schrift steht, dass wir allein durch den wahren Glauben zu Gott kommen können.“

Das „Gemeindepfarramt“ ist das Pfarramt in und der Kirchengemeinde. Der Gemeindepfarrer, seit den 1970er Jahren auch Gemeindepfarrerin, ist in die lokale Struktur – im Leben, im Alltag und im Glauben der Orts-Evangelischen – eingebunden und kein „Gegenüber“ oder eine priesterliche Sonderperson.

Man muss sich vor Augen halten, dass die identitätsstiftende Grundlage des Evangelischen in der Gemeinde liegt; und zwar die lokale Ortsgemeinde. Hier spiegelt sich evangelisches Leben im Alltag und nicht in einer privatimem Vereinsstruktur. „Kirche“ ist immer zuerst kon-

kret Gemeinde und nicht bzw. niemals „Kirche in ihrer Unbestimmtheit“ einer ‚statuierten Rechtsform‘ (v. Harnack); von wem auch immer gebildet.

Kongregationale (als Gemeinde organisierte), presbyteriale (in gemeindlichen Presbyterien, Vorständen und Synoden organisierte) oder eher episkopale (in eher hierarchischer Struktur organisierte) Strukturformen von „Kirche“ finden sich auch im Evangelischen. Kern bleibt dennoch die „personal-lokale Verortung“ der Pfarrperson als „Teil einer Gemeinde“ im und mit deren Leben, Alltag und Glauben; bis 2023. Denn im Dezember 2023 beschloss die EKHN Synode nach 500 Jahren: „Kirchengemeinden werden Pfarrstellen zugeordnet.“

§ 5 Abs. 1 Kirchengesetz zur Regelung des Pfarrstellenrechts bis zur Neufassung des Pfarrstellengesetzes vom 02.12.2023 ([kirchenrecht-ekhn.de => Nr. 400a](https://kirchenrecht-ekhn.de)):

„Bis zur Verabschiedung einer gemeinsamen Dienstordnung für den hauptamtlichen Verkündigungsdienst erfolgt die Zuordnung von Kirchengemeinden zu den Pfarrstellen durch eine Anlage zum Sollstellenplan, in der auch der Dienstsitz der gemeindlichen Pfarrstellen festgelegt wird.“

Formal wurden dann zum 01.01.2025 alle Gemeinde-Pfarrstellen in den Kirchengemeinden aufgelöst und beim Dekanat (Kirchenkreis) errichtet. Hierarchisch werden diese Stellen Top-down aus dem EKHN Haushalt (Stellenplan) als Planzahlen den Dekanaten zugewiesen, die diese „verteilen“.

» **Aus dem generellen Gemeindepfarramt wird nun ein funktionales Pfarramt mit einer Gemeindezuordnung von oben.** «

» *Man muss sich vor Augen halten, dass die identitätsstiftende Grundlage des Evangelischen in der Gemeinde liegt; und zwar die lokale Ortsgemeinde.* «

Aus dem generellen Gemeindepfarramt wird nun ein funktionales Pfarramt mit einer Gemeindevorordnung von oben, bei denen die Pfarrpersonen auch ihre Stellung im Kirchenvorstand bis 2027 spätestens verlieren.

Die Funktionen des Gemeindepfarramtes nach Karl-Wilhelm Dahm (Beruf: Pfarrer, 1971), Wertevermittlung und Lebensbegleitung als personale Pflicht der Pfarrperson IN DER Gemeinde, wird nun also zu funktionalisierender Arbeitsteilung in einem „Nachbarschaftsraum“ bestimmt. Die Größen der „Gemeinde-Räume“ wurden dabei bisher nach Gemeindegliedern bestimmt, nunmehr – in Umkehrung des Prinzips – von der Anzahl der „hauptamtlichen Personen“.

So werden auch aktuell evangelische „Mega-Churches in der EKHN“ ins Auge gefasst, bei dem sogar ALLE Kirchengemeinden eines Dekanats (also ca. 40-63 Einzelgemeinden bisher) in einer Gesamtkirchengemeinde mit ca. 40.000-50.000 Mitgliedern „erprobt“ werden soll (Dekanate Mainz bzw. Alzey-Wöllstein). Der „Gesamtkirchenvorstand“ wird dann mit dem Dekanatsynodalvorstand bestimmt. Das Gemeindebüro ist im oder das Dekanatsbüro. Das Verkündigungsteam ist – fast bis auf wenige Dekanats-Mitarbeitenden (Dekanatspfarrstellen, Jugendreferent/in...) – der Konvent des Dekanates. Neben dem Dekanatshaushalt gibt es nur noch den Haushaltsplan der Gesamtkirchengemeinde, der hoheitlich von den ca. 8-15 Personen (des DSV als Gesamtkirchen-KV) verwaltet und besorgt wird. Bezirksvorstände (ehemalige KVs der Kirchengemeinden) konzentrieren sich auf Basisdinge in Abhängigkeit vom DSV als Gesamt-KV.

Was auch immer die EKHN-Slogans „Vielfalt“, „Bunt“ oder „Facetten“ bedeutet, das neue Kirchenkreuzfahrtschiff (KKF) ist ein Konglomerat unendlicher, unübersichtlicher Deckklassen, Neigungs- bzw. Spaßregionen. Die Ideologie der Kirche-der-Freiheit-Strategie von 2006 lässt grüßen: Kirche als konzernhafter Supertanker statt gemeindlich-organisierten Boote. Ob Einheit nun die Vielfalt ausmacht und zudem Minderheiten die Mehrheiten bilden, bleibt eine Form der Gestaltung der nun neu hierarchisch-aristokratisch gestalteten Schiffklasse des Evangelischen.

Theologisch bedeutet in der EKHN die Fusion formal das Ende der Konfessionen.

Art. 12, Abs, 2, KO: „In einer neu errichteten Kirchengemeinde wird das Bekenntnis in Bindung an den Grundartikel festgelegt.“

Insofern „verlieren“ fusionierte Nachbarschaftsräume als Ganzes ggf. bisher prägende konfessionelle „Bekenntnisse“ z.B. in Gottesdienst-Liturgie, in Sakraments-Liturgie oder KU-Grundlagen (Lutherischer oder Heidelberger Katechismus) ihre bisherige Bedeutung.

Das Evangelische machte bisher (seit 500 Jahren) in besonderer Art und Weise deutlich, dass das Evangelium in überschaubaren Gemeinden, in denen Evangelische leben und wirken, die weitgehend von der Organisations-Hierarchie unbestimmt [vgl. Artikel 9-15 der erst in 2010 entstandenen EKHN-Kirchenordnung] das Evangelische gestalten und schwerpunktmäßig bestimmen durften.



» Die Abarbeitung beruflicher Leistungsanforderungen ist keine persönliche Lebensforderung mehr in den gemeindlichen Alltag hinein. «

Diese Gemeinde-Wege und Organisation waren kurz und betriebswirtschaftlich gesprochen: „schlank“. Glaube war vor Ort, sichtbar und „fassbar“ im Alltag in den dort ansässigen Menschen samt Pfarrperson verortet; das Heil des Evangeliums vor Ort in der Gemeinschaft um Jesus als Christus evangelisch verortet. Die Gemeinde war – bisher – Gestalter des Bottom-Up- und nicht Erfüller des Top-Down-Evangelischen.

Die nun erfolgte „Hierarchisierung“ der religiösen Struktur des Evangelischen erinnert eher an das katholische Ordnungskonzept des „pastoralen Raums“, der um den (Ober-)Priester gebildet wird. Die durch Luther und die damaligen Menschen – wie die Forderung der Bauern zeigte – gedachte „Entkoppelung von Hierarchie“ hin zur eigenverantwortlichen Gemeinschaft vor Ort, wird strukturell aufgegeben. Aber wenn Hierarchie mehr Macht will, werden die strukturellen Rahmenbedingungen eben „größer“ gedacht oder gemacht, weil sich ein Supertanker mit zuviel an Vielfalt nicht steuern lässt.

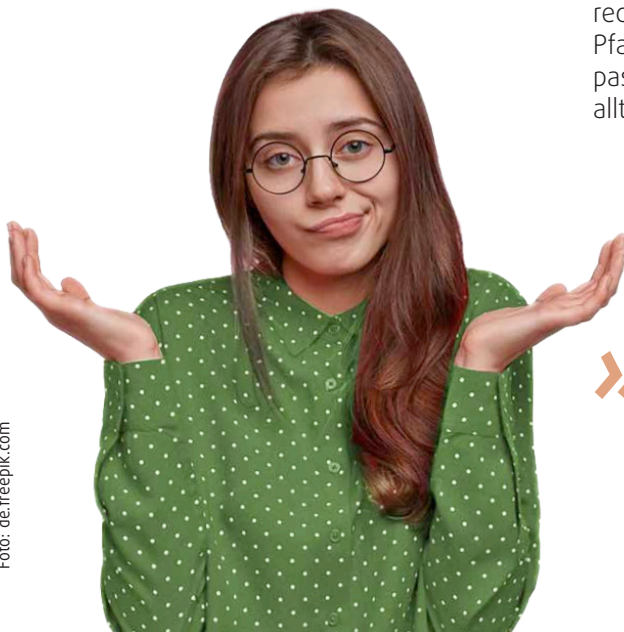
Dass insgesamt überhaupt keine theologische oder evangelische Diskussion mehr im Blick ist, lässt sich an einer Aussage eines Landessynodalen messen. Auf Rückfrage, was er bzw. die Synode beschlossen habe, sagt er: „Woher soll ich das wissen, bis man es im Amtsblatt lesen kann.“ Auch eine Form von Basisdemokratie.

Kurz: Je größer die Gemeinde wird, desto weniger kann sie evangelisch sein, strukturell gesehen. Letztlich wollte Luther eine Gemeindeformation, wie Peter Blickle scharfsinnig herausarbeitete.

Dazu zählt(e) als zwingendes Element, dass eine Kirchengemeinde als Gemeinde Jesu Christi die Instanz ist, einen Pfarrer zu wählen oder abzusetzen.

Wichtig war nicht die Wahl, sondern das gemeinsame Leben als Evangelische. Nun wird aber nicht mehr von Präsenzpflcht, geschweige denn von Residenzpflicht geredet, was vor 15 Jahren noch als pastorales Dogma galt. Die abgestimmten „Pastoral-Funktionen“ der jeweiligen Pfarrpersonen im Nachbarschaftsraum sind nicht zwingend general-gemeindlich wie bisher bestimmt, sondern funktional in Bezug auf kasuale Termine oder Veranstaltungen bezogen.

Die Abarbeitung beruflicher Leistungsanforderungen ist keine persönliche Lebensforderung mehr in den gemeindlichen Alltag hinein. Redet man mit jüngeren Pfarrpersonen wird dies ausdrücklicher gewünscht. Die vielfach gewünschte Professionalisierung lässt den Menschen im Amt vor Ort aus dem Blick geraten und den Profi im gegenüber von (noch pastoral-konnotierten) Terminen entstehen. Funktionsbeschreibungen reden schon von „Pastoraltherapeuten“ statt Pfarrpersonen, die situativ-kasuistisch (quasi: pastoral-therapeutisch) und nicht im Lebensalltag als pastoraler Mit-Mensch begleiten.



» Woher soll ich das wissen, bis man es im Amtsblatt lesen kann? «

Foto: de.freepik.com

» Aus dem generellen Gemeindepfarramt wird nun ein funktionales Pfarramt mit einer Gemeindezuordnung von oben. «

Uta Pohl-Patalong redet dann ...

- a) kirchenstrukturell nicht mehr von einem „Flächenverständnis“ einer Landeskirche oder Ortsgemeinde, sondern von einem evangelischem Netzwerk an einigen (übrig bleibenden) Orten – meist Gebäuden; und
- b) berufssoziologisch vom Wandel bisheriger lebensförmigen und nun einer neuen berufsförmigen Ausprägung pastoraler (Selbst-)Bestimmung

[u.a. im DtPfrBlatt 7/2025 & Vortrag beim Pastor:innentag in Nordelbien].

Für das evangelische Morgen scheint zu gelten: Die aktuell konzipierte Mischform des Evangelischen von einer Gemeindeentkoppelung hin zu einer hierarchischen Kirchenstrukturobrigkeit birgt die Gefahr der Auflösung der pastoralen Alltagsaufgabe vor Ort. Dies war und ist – nach hiesiger Ansicht – das, was das Evangelische bisher besonders ausmachte. Nämlich, dass die Pfarrperson als Mit-Mensch in der Gemeinde auch gewisse pastorale Aufgaben wahrnimmt. Also nach Dahm: Eine Pfarrperson vor Ort – sichtbar und greifbar im Glauben an Jesus als Christus, die Wertevermittlung und Lebensbegleitung in aller Ambivalenz mit den Menschen lebt.

Man darf sich bewusst machen: Jede Form, der sich selbst explorierenden Ämtern und Strukturen führt zu einer evangelischen Reformation.

Warum der Protest der Protestanten ausbleibt? Tut er nicht! Evangelische stimmen mit Füßen ab. Dazu reichen empirische Daten der letzten fünf Jahre aus; wie Gottesdienstbesucherzahlen, Anteil der Evangelischen, die die kasualen Dienste wie Taufe, Trauungen oder Beerdigungen noch annehmen, oder die Zahlen der Austritte.

Was auch häufig vergessen wird, ist, dass diese aktuelle Selbstbeschleunigung ggf. Ausdruck des (Nicht-)Handelns und Wahrnehmens von Kirche in der Corona-Pandemie ist. Wenn Kirche in Lebens-, Existenz- und Sinn-Krisen im Lebenssystem vor Ort nicht mehr systemrelevant (d.h. nutzlos und haltlos) geworden wahrgenommen wird, verschärft sich die Grunderkenntnis alles Evangelisch-Seins. Denn die Botschaft im Evangelischen ist ja: Niemand braucht „Kirche“ als Form oder Struktur (mal von den Hauptamtlichen abgesehen). Denn allein im Glauben wird allein die Gnade allein im Wort Gottes mir und dir zum Evangelium. Und wenn „keine/r“ mehr – alltäglich wahrgenommen - vor Ort ist, sondern nur noch an ausgewählte „Örtchen“ (ohne Sinn- und Traditionsbezug), in unvertrauter Liturgie, zu divergierenden Zeiten oder über APP vereinbarte Termine, dann suchen sich manche oder immer mehr eine neue Heimat, weil man (noch) gelernt hat: Evangelisch-Sein bedeutet - Ich bin auf mich selbst zurückgeworfen.

Beitrag von Doris Stickler: Elisabeth Schmitz, Magazin 4/25

Als Schülerin von Dr. Elisabeth Schmitz muss ich mich zum Artikel äußern, auch, wenn ich keine Pfarrerin bin oder war. Unsere Klassenlehrerin in den Jahren 1954-1958 in Deutsch und Religion und teils auch in Geschichte war keineswegs äußerlich eine „unscheinbare Person“, sondern eine stattliche große Persönlichkeit, deren Klugheit und Eigenständigkeit wir als 13- bis 16-jährige Schülerinnen durchaus spürten. In Erinnerung habe ich noch ihre wachen, lebhaften und zugewandten Augen, die Interesse, Wissen und Ernsthaftigkeit zeigten. Sie als „Vielschreiberin“ zu bezeichnen, halte ich nicht für angemessen. Dass sie viele Briefe und die Denkschrift schrieb, tat sie deshalb, um ihr Anliegen dem Adressaten klar zu machen und nicht, weil sie gerne schrieb. (...) Die Frage, was wohl Dr. Schmitz in den heutigen Zeiten anprangern und ob sie wohl heute gehört würde (...) Sie würde unseren sprachlichen und inhaltlichen Mainstream genau hinterfragen.

Gabriele Lüdecke-Eisenberg, Hanau

Ich war im Herbst 2004 als Vorsitzender des Kirchenvorstands der Evangelischen Marienkirchengemeinde Hanau auf der Suche nach kirchenamtlichen Büchern und Dokumenten. Auf den Hinweis unserer Küsterin fand ich in einem Kellerraum der Alten Johanneskirche die zentimeterhoch mit Staub bedeckte Aktenmappe mit einem weißen Blatt und der Aufschrift Elisabeth Schmitz (...) Meine Frau und ich haben in der Folgezeit vor etwa 20 Kirchengemeinden auf deren Einladungen hin Vorträge gehalten und zur Renaissance dieser großen Frau der Bekennenden Kirche beigetragen. Am 7. Mai dieses Jahres wurde in der Alten Johanneskirche in Hanau die Elisabeth Schmitz Büste enthüllt. Die Initiative für dieses Unternehmen ging von einem Gemeindepfarrer der Evangelischen Stadtkirchengemeinde der Stadt Hanau, dem Hanauer Geschichtsverein und der Gesellschaft für Christlich-jüdische Zusammenarbeit aus. (...)

Gerhard Lüdecke, Hanau



Karl-Heinz Lerch
Pfarrer i.R.
Bad Homburg

Vom Ende her denken – eschatologisch leben!

In einer Zeit, die in vielerlei Hinsicht verstörend ist, fällt auf, dass zu den Fragen der Zukunft und der Hoffnung von Theologie und Kirche nichts zu vernehmen ist. Das ist nicht nur bedauerlich, sondern auch vernachlässigend. Hoffnungs- und Zukunftsrelevanz des Glaubens sollten wieder neu in den Blick und ins Bewusstsein rücken!

„Am Ende wird alles gut und wenn noch nicht alles gut ist, dann ist es auch noch nicht das Ende.“, so lautet das Lebensmotto von Charly Hübner in der Rolle des Hausmeisters in einem ehemaligen Plattenbau in dem Film „Anderst schön“ (ARD 2015), der nicht nur alles repariert, was nicht funktioniert, sondern auf skurrile Weise zum Trost- und Ratgeber für die Hausbewohner wird, die in unterschiedlichen Schwierigkeiten, Krisen und Nöten stecken und mit ihrem Leben „am Ende“ sind. Der Hausmeister hört sich die Katastrophengeschichten an und nach einer Weile des Schweigens gibt er seine Lebenslösung preis: siehe oben. Er rettet Menschen, die in ausweglosen Situationen sind und nicht mehr weiter wissen, das Leben, ja, er bringt sie ins Leben zurück, indem er ihnen eine andere Perspektive anbietet, die alles, was aussichtslos scheint, wieder öffnet und neue Hoffnung verleiht.

Mit dieser Lebensweisheit des Hausmeisters, die eigentlich ein Zitat des irischen Schriftstellers Oscar Wilde wiedergibt, könnte man vielleicht etwas salopp und verkürzt die christliche Hoffnung auf „ein gutes Ende von allem“ umschreiben. Sie geht zurück auf die großen Entwürfe eschatologischen Denkens im Alten und Neuen Testament, die mit den unterschiedlichen Metaphern ihrer Zeit und der religionsgeschicht-

lichen Umwelt die Erwartung formulieren, dass über alles sichtbare und irdische Leben hinaus Gott „am Ende der Tage“ seine Schöpfung vollenden und seine Herrschaft über Himmel und Erde durchsetzen wird.

Diese unterschiedlichen eschatologischen Vorstellungen vom „Ende“ konstruieren eine Wirklichkeit als Zukunft, in der alles zu einem „guten Ende“ kommen wird, mit jedem Einzelnen, seinen Beziehungen und mit der ganzen Welt. Damit erschließen sie den Menschen, die sie übernehmen und teilen, eine neue Perspektive, einen Gegenentwurf zu den je aktuell erlebten Bedrohungen und Szenarien vom „Ende“, der diese überschreitet und transzendiert auf eine andere Wirklichkeit hin. Zugleich werden jeweils für das Leben im Hier und Jetzt ethische und moralische Konsequenzen entfaltet, deren Befolgung und Einhaltung sich konsekutiv von dem erwarteten „Ende“ herleiten lassen und die dem Leben in der Gegenwart neu Sinn und Orientierung zuteilwerden lassen.

In den verschiedenen Vorstellungen vom „Ende“ in den eschatologischen Narrativen des Alten und Neuen Testaments geht es um die bedrohlich erlebte Vergänglichkeit und den Tod, um die Erwartung eines Gerichts über alle Menschen und Völker, das verbunden ist mit der Zerstörung aller bestehenden Verhältnisse und Ordnungen, und um „das Ende der Welt“, das eine neue Zeit mit einer neuen Schöpfung einleiten soll. In allen Entwürfen wird mit dem „Ende“ eine Verheißung von einem neuen Anfang der Menschheits- und Schöpfungsgeschichte verknüpft, durch die Gott sein Wirken, seine Gerechtigkeit und seine Herrschaft erfüllen und vollenden wird.

» *Eschatologisch leben hieße, im Vertrauen auf Gottes große verheißungsvolle Gegenwart, das ganze Leben unbedingt und konsequent aus Gottes Wirken und Macht zu empfangen und zu gestalten, durch die alles vollendet und erfüllt wird.* «

Die Vollendung und Erfüllung der Verheißung werden einzig und allein von Gott selbst herbeigeführt. Gott selbst kommt in seine Welt und zu den Menschen und er wird erfüllen, was er begonnen, erhalten und bewahrt hat, wie er es durch die Propheten und Jesus Christus verheißt hat. Darin allein gründet sich Hoffnung, ja, darin allein ist Hoffnung begründet und berechtigt.

Mit dem letzten Wort Jesu am Kreuz: „Es ist vollbracht!“ wird Jesus als Sohn Gottes offenbar für alle Welt. In ihm ist Gottes Gerechtigkeit und Herrschaft über die Welt erfüllt. In seinem Tod und der Auferstehung wird Gottes Schöpfungs- und Heilshandeln vollendet für alle Zeit und ist alle Verheißung begründet, die uns von Gott her zuteil wird und zukommt. Denn „am Ende“ wird Christus alles Gott übergeben, dass er sein Reich vollendet und alles in allem ist (1. Kor. 15,24.28). Unser Leben hier und jetzt und alle Zukunft ist unter dieser Perspektive, von „dem Ende her“, das durch Gottes Kommen herbeigeführt wird, hoffnungsvoll anzusehen und zu verstehen.

Das „Ende“ ist jedoch keine zeitliche oder geschichtliche Kategorie, die einen historischen End- oder Zielpunkt voraussagt, der als konkreter Zeitpunkt angekündigt, berechnet oder erwartet werden kann, sondern wird zur Metapher für die Vorstellung vom Kommen Gottes, das alles vollendet und erfüllt, was Gott begonnen hat, und das alles menschliche Denken und Verstehen, wie alle Kategorien der Zeit und des Raumes überschreitet, weil „am Ende“ Gott alles in allem ist und alles in sich vereint (1. Kor. 15,28).

Aus dieser Perspektive erschließt sich das ganze Leben als „eschatologische Existenz“, die alles „vom Ende her“ denkt und versteht, das allein

von Gott erfüllt und vollendet wird. „Vom Ende her denken und leben“, kann dann nur heißen, von Gott her und auf Gott hin zu leben, in der Erwartung und Hoffnung auf sein Kommen, das in Gott beschlossen und beschieden ist und uns in Christus offenbart und zugesagt ist. Eschatologisch leben hieße, im Vertrauen auf Gottes große verheißungsvolle Gegenwart, das ganze Leben unbedingt und konsequent aus Gottes Wirken und Macht zu empfangen und zu gestalten, durch die alles vollendet und erfüllt wird.

Dagegen wird in den Narrativen des postmodernen Anthropozän die Sicht auf die Welt und die Zukunft nach den Koordinaten der Machbarkeit und des Erfolges und neuerdings nach der Zukunftsfähigkeit im Modus der Zukunft II konstruiert, wodurch der Mensch als Konstrukteur „seiner“ Welt zu ihrem Maß und ihrer Mitte wird und die Zukunft der Welt den widerstreitenden, herrschenden Machtinteressen untergeordnet und unterworfen wird. Die aktuelle Polykrise der Welt ist ein Vorschein der daraus resultierenden Szenarien einer Zukunft, deren apokalyptische Ausmaße deregulierbar und unkontrollierbar scheinen und auf viele Menschen tief verunsichernd und verstörend wirken.

Was hat der christliche Glaube aus den eschatologischen Narrativen des Alten und des Neuen Testaments dieser Aporie des Anthropozäns entgegenzustellen und den Menschen an Orientierung zu bieten? Wie kann eschatologisches Denken einen Perspektivwechsel ermöglichen, der einen anderen Blick auf die Welt und eine andere Vermessung der Welt erschließt, die Zuversicht und Hoffnung verleihen können in verstörenden Zeiten?

» *In einer Zeit, die in vielerlei Hinsicht verstörend ist, fällt auf, dass zu Fragen der Zukunft und der Hoffnung von Theologie und Kirche nichts zu vernehmen ist. Das ist nicht nur bedauerlich, sondern auch vernachlässigend.* «

Die biblisch-christliche Eschatologie sieht den Menschen und alles Leben von Gott her und vor Gott, der die ganze Schöpfung hervorbringt, am Leben erhält und durch sein Kommen vollendet. Daraus erschließt sich das Leben als eschatologische Existenz, die alles „vom Ende her“ denkt und versteht, das allein von Gott erfüllt und vollendet wird.

Vom Ende her leben, heißt, darauf vertrauen, dass mir Gott entgegen kommt und ich nicht verloren gehe, sondern bei ihm geborgen bin und bleibe, was auch kommen mag. Trotz aller Bedrohlichkeiten, Sorgen und Ängste um das Leben und die Zukunft der Welt sind wir mit allem in Gottes Wirklichkeit geborgen, die uns als Horizont umfängt, in den wir gehen, der uns aufnimmt und birgt. Darum kann ich mich Gott anvertrauen und ihm mein ganzes Leben übergeben, alles, was war, was ist und was sein wird, in seine Hände legen.

Wie das konkret erfahrbar wird, erschließt die Geschichte von den Jüngern, die im Boot auf dem See Genezareth fahren, als ihnen Jesus auf dem Wasser begegnet. Sie erschrecken, weil sie denken, dass es ein Gespenst ist. Petrus aber erkennt ihn und vertraut ihm. Er steigt aus dem Boot und geht ihm entgegen. Als er Angst bekommt, droht er zu versinken. Er muss von Jesus an die Hand genommen werden, er muss es spüren, dass Jesus ihn hält, stützt, stärkt und vom Tode errettet.

Zu gewahren und zu realisieren, dass Gott uns entgegen kommt, heißt, seinen Anker auszuwerfen in die Arme Gottes und alle Hoffnung in ihm festzumachen. Zu wissen, dass nichts verloren geht und nichts gegen Gottes Willen geschieht, der uns mit seiner unendlichen Liebe und Gegenwart erfüllen wird. Das bewirkt eine Gelassenheit, einen Frieden und eine Heiterkeit, die von Freude auf das Kommende erfüllt ist, weil nichts uns aufhalten und keine Macht uns bedrohen kann, denn Gott ist im Kommen und wir sind in seiner Nähe geborgen. Nichts geht verloren, weil alles in Gott ist und er alles vollendet.

Das ist eschatologisches Leben im Advent Gottes! Dafür offen, empfänglich und bereit zu sein und Zeugnis davon zu geben, ist das Eine, das Not tut, und Hoffnung verleiht in verstörenden Zeiten, dass am „Ende“ nicht die Mächte dieser Welt und auch nicht deren apokalyptische Untergangsszenarien über die Geschichte der Menschen und der Welt bestimmen werden, sondern Gott selbst, der seine Herrschaft und seine Gerechtigkeit durchsetzen wird.

Die Hoffnung, die uns aus der Gewissheit dieser Verheißung zukommt und zuteil wird, ist unser Mandat, schon hier und heute an unserem Platz und in unserer Verantwortung danach zu handeln und Zeichen zu setzen, die Gottes kommende Gerechtigkeit und Herrschaft bekennen und bezeugen und damit die Zukunft offen halten für alle, die am Ende ihrer Hoffnung sind.





Kurt-Helmuth Eimuth
Publizist
Kiel

Der fast vergessene Ehrenbürger: Albert Schweitzer

Sicher hat die Stadt Frankfurt ihren Ehrenbürger Albert Schweitzer nicht ganz vergessen. Nur Gesprächsfähig war man nicht. Die Pressesprecherin des Kulturamtes, Hanna Immich, fand weder im Institut für Stadtgeschichte noch im Historischen Museum einen passenden Interviewpartner:in. Dabei ist Schweitzer aktuell und präsent – wenn auch in neuen Räumen in Offenbach. Das Deutsche Albert-Schweitzer-Zentrum (DASZ) ist von Frankfurt nach Offenbach umgezogen und beherbergt:

- Ein Museum als Dauerausstellung zu Leben und Werk Albert Schweitzers und insbesondere auch über dessen Wirken als Arzt in Äquatorialafrika; fachkundige Führungen können vereinbart werden.
- Eine Bibliothek mit mehr als 3.700 Büchern in 20 verschiedenen Sprachen. Sie bietet die vollständigen veröffentlichten Schriften Schweitzers und eine Vielzahl von Veröffentlichungen über ihn.
- Ein Archiv mit einer umfassenden chronologischen Dokumentation zu Albert Schweitzers Leben und Werk – es ist zu Erkundungs- und Forschungszwecken jedem zugänglich.

Zunächst mag es verwundern, dass Schweitzer ausgerechnet in der Mainmetropole Aufmerksamkeit auf sich zog. Doch seine Beziehungen zur Stadt am Main waren intensiv und vielfältig. „Die erste Bekanntschaft mit Frankfurt machte ich, als liebe Freunde von mir nach dem ersten Kriege Straßburg verließen und sich hier niederließen“, berichtet Schweitzer 1959 anlässlich der Verleihung der Ehrenbürgerrechte.

Dadurch sei er regelmäßig nach Frankfurt gekommen und diese Stadt habe auf ihn „gleich einen besonderen Zauber“ ausgeübt. Schweitzer erhielt hier den Goethepreis (1928), sprach die Laudatio auf Thomas Mann als dieser den Goethepreis erhielt und bekam 1951 – ebenfalls in der Frankfurter Paulskirche – den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels.

Als Pfarrer, Theologe, Mediziner und Musiker war Schweitzer ein Universalgenie. Nach seinen Studien entschied er sich, sein Leben in den Dienst des Nächsten zu stellen, gründete und baute in Lambaréné ein Krankenhaus auf. Sein Alltag dort war eine Synthese aus medizinischer Versorgung, Bauarbeiten und intensiver Gelehrsamkeit; nachts verfasste er dicke Bücher, wie sein Werk über Johann Sebastian Bach. Dieser selbstlose Einsatz entsprang seiner tiefen christlichen Überzeugung und fasziniert bis heute.

Schweitzers Lehren sind aktuell wie nie. Sein energischer Kampf für die Abschaffung von Atom- und Kernwaffen, die er als völkerrechtswidrig brandmarkte, gewinnt in der heutigen geopolitischen Lage neue Dringlichkeit. Zudem betonte der Nobelpreisträger (1952) die Liebe und Nächstenliebe zu allen Menschen. Sein Prinzip der „Ehrfurcht vor dem Leben“ weitete er auf Tiere und Pflanzen aus, was ihn zu einem frühen Vordenker der Nachhaltigkeit und der Klimakrise macht.

» Mit gutem Beispiel voranzugehen,
ist nicht nur der beste Weg, andere zu
beeinflussen, es ist auch der einzige. «



Eugen Eckert
Pfarrer i.R.
Offenbach

Die Geschichte hinter dem Lied Vertraut den neuen Wegen

Es gibt Erfindungen, die brauchen etwas mehr Zeit und einen zweiten Anlauf bis zu ihrem Durchbruch. So erging es 1886 Karl Benz und Gottlieb Daimler. Ihr „motorgetriebenes Dreirad“ empfanden die Deutschen als zu laut, zu schnell und zu gefährlich. Darum eroberte das Auto erst in den zoeer Jahren des 20. Jahrhunderts die Welt.

Auch das Lied „Vertraut den neuen Wegen“ entfaltete sich erst in einem zweiten Anlauf zu seiner ganzen Größe – unbeabsichtigt, unerwartet, zur Überraschung seines Urhebers.

Als im Herbst 1989 die Hochzeit seiner Patentochter anstand, war Klaus Peter Hertzsch gefordert. Wie schon bei anderen Anlässen wollte der Jenaer Professor für Praktische Theologie auch für diese Familienfeier wieder ein neues Lied dichten. Um allen Gästen das Mitsingen möglichst leicht zu machen, wurde für die neuen Worte eine bekannte Choralmelodie verabredet. Dieses neue und zugleich alte Lied sang die bewegte Festgemeinde zum ersten Mal am 4. August 1989 in der Annenkirche zu Eisenach.

Der Trautext hatte den Professor auf die Idee für das Lied gebracht. Das Hochzeitspaar sah in dem vor ihm liegenden Weg Parallelen zur biblischen Geschichte von Abraham, dem Gott für seinen Auszug aus seinem Land und seinem Elternhaus Mut macht und verspricht, ihn mit Segen zu begleiten.

In unseren Kirchen trägt diese Geschichte auch die Überschrift: „Vom Aufbruch ins gelobte Land“. Auch ein Hochzeitstag ist ein Aufbruch. Ein Weg ins bislang Unbekannte. Ein Weg ins Neue, gemeinsam zu Erlebende. „Vertraut den neuen Wegen“, ruft Klaus Peter Hertzsch seiner Patentochter und deren Mann zu. Ihr seid längst nicht die Ersten, die losgehen, die ausziehen auf der Suche nach dem gelobten Land. Seit der Regenbogen als Hoffnungszeichen am Himmel steht, also vom Anbeginn unserer Menschheitsgeschichte haben sich Einzelne, Paare und Familien immer wieder auf den Weg gemacht. Sie haben Angestammtes und Vertrautes hinter sich gelassen. Sie haben etwas riskiert. Sie haben sich nicht aufhalten lassen in ihrer Sehnsucht nach einem Land, „in dem Milch und Honig fließen“, in dem das Leben einfach schön sein muss.

2 Vertraut den neuen Wegen / und wandert in die Zeit! / Gott will, dass ihr ein Segen / für seine Erde seid. / Der uns in frühen Zeiten / das Leben eingehaucht, / der wird uns dahin leiten, / wo er uns will und braucht.

3 Vertraut den neuen Wegen, / auf die uns Gott gesandt! / Er selbst kommt uns entgegen. / Die Zukunft ist sein Land. / Wer aufbricht, der kann hoffen / in Zeit und Ewigkeit. / Die Tore stehen offen. / Das Land ist hell und weit.

Alle Gäste in der Annenkirche bekamen das Gedicht zur Hochzeit auf abgezogenen Blättern in die Hände gelegt. Vielen von ihnen hat der Text von Klaus Peter Hertzsch so gut gefallen, dass sie die Blätter aufgehoben und in ihre Kirchengemeinden mitgenommen haben.

Dort aber stieß das Lied auf einen anderen Zusammenhang. Denn 1989 war auch ein Jahr der Unruhe und Aufbruchstimmung. Bereits im Sommer hatten 120.000 Menschen einen Ausreiseantrag aus der DDR gestellt. Am 19. August 1989 flohen hunderte DDR-Bürger:innen nach dem sogenannten „Paneuropäischen Frühstück“ über die ungarisch-österreichische Grenze.

„Vertraut den neuen Wegen, auf die der Herr uns weist“ wurde mit einem Mal zu einer Hymne der Christengemeinden in der DDR: Für die anstehende Friedensdekade, noch mehr für die Gebetsketten, die zehn Tage andauerten, abwechselnd organisiert von evangelischen, katholischen und freikirchlichen Gemeinden. Und schließlich zu einer Hymne für den nicht mehr zu stoppenden Exodus.

Die letzten Worte der dritten Strophe im Hochzeitstext des Jenaer Theologieprofessors lauten: „Die Tore stehen offen. Das Land ist hell und weit“. Für diese Verheißung hat der deutsche Außenminister Genscher eine politische Deutung gefunden, als er am Abend des 30. September 1989 im Innenhof der Prager Botschaft den 4.000 seit Wochen ausharrenden Flüchtlingen zurief: „Ich bin gekommen, um Ihnen mitzuteilen, dass heute ihre Ausreise möglich geworden ist“. Später nannte Genscher diesen Moment mit dem ohrenbetäubenden Jubel die bewegendste Stunde seiner politischen Arbeit.

Es gibt Erfindungen, die brauchen einen zweiten und manchmal sogar langen Anlauf auf dem Weg zum ganz großen Erfolg. Bei den Autobauern von 1886 hat es 25 Jahre gedauert. Das Gedicht von Klaus Peter Hertzsch brauchte nur wenige Wochen. Es sang sich durch, von Mund zu Mund. Und, von ihm selbst gänzlich unerwartet, wurde sein Liedtext zu einem Teil einer immer wuchtiger werdenden Welle, deren Kraft schließlich ausreichte, die Mauer der Teilung Deutschlands fortzuspülen.

Heute, mehr als drei Jahrzehnte nach diesem politischen Tsunami in Deutschland, hat das Lied noch einen weiteren Kontext gefunden. Alle Kirchen befinden sich in Reformprozessen. Die nötig gewordenen Einsparungen sind schmerzhaft. Kirchen und Gemeindehäuser, die unendlich viele Lebensgeschichten beherbergt haben, müssen aufgegeben werden. Stellen werden gekürzt, Arbeitszweige abgeschnitten. Das ruft Unverständnis und Empörung hervor. Und oft fließen Tränen und es ist viel von Verbitterung zu hören.

Das ursprüngliche Hochzeitslied „Vertraut den neuen Wegen“, das zwischenzeitlich zur Hymne der Friedensbewegung in der DDR wurde, stemmt sich heute jeder resignierten und deprimierten Stimmung entgegen. Es erinnert daran, dass Christinnen und Christen zu allen Zeiten als wanderndes Gottesvolk unterwegs waren. Es erinnert daran, dass der Segen Gottes nicht an Gebäude und Strukturen gebunden ist. Es lädt ein zu einer Hoffnung, die offene Tore sieht und den Weg in ein helles und weites Land.

GAZA

Die Menschen sind erschöpft, traumatisiert und haben wenig Hoffnung. Psychologen reden deshalb von transgenerationalen Traumatisierungen, die chronisch sind und anhalten und an die nächsten Generationen weitergegeben werden.

Fotos: commons.wikimedia.org

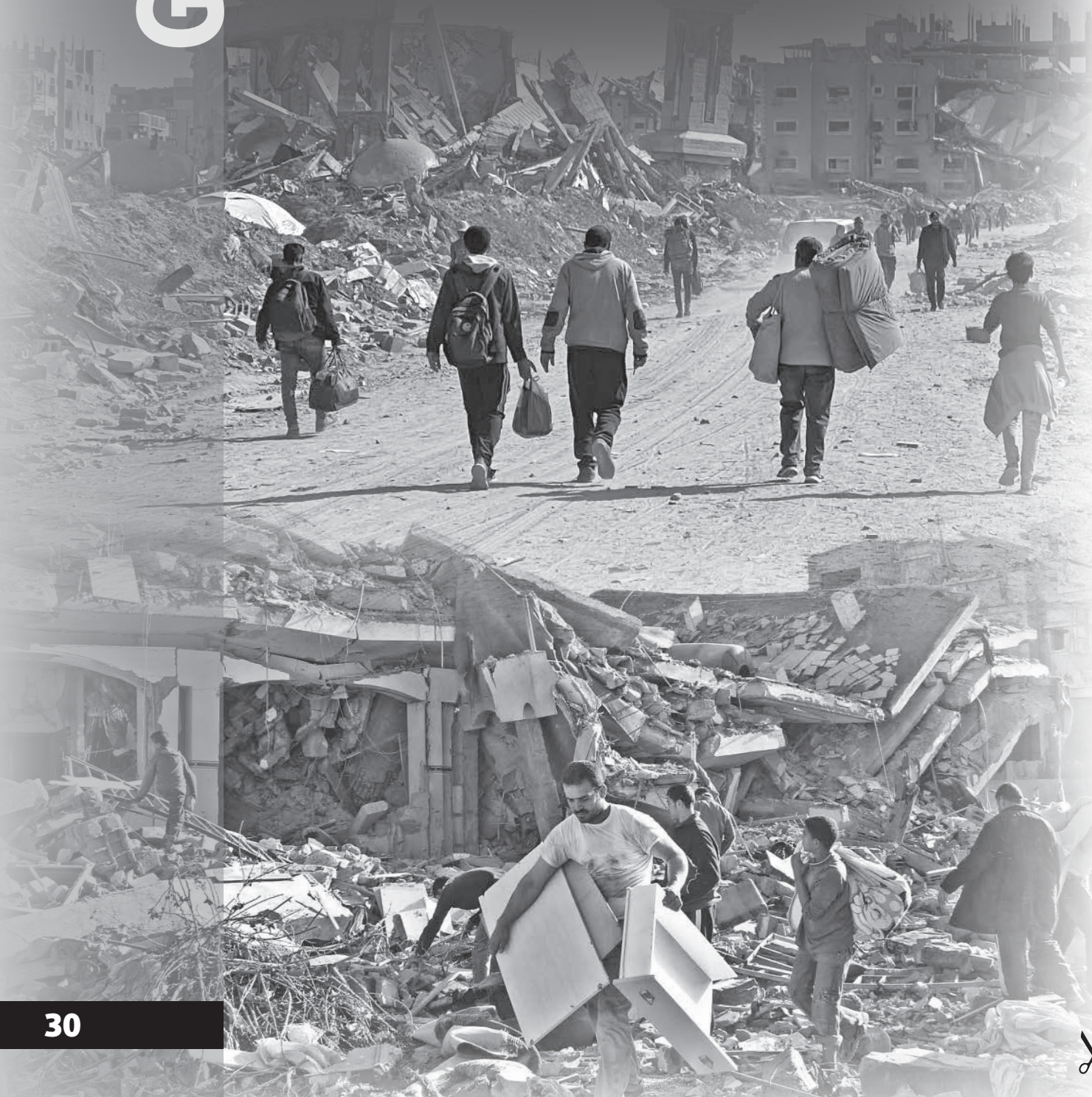




Foto: Wikipedia | Ralf Roletschek | Straßenbahn in Helsinki am Ev. Dom

**Tempo 30, sichere Radwege
und breitere Gehwege**

**Seit einem Jahr
keine Verkehrstoten
mehr in Helsinki**

1. Die Medienethikerin gefragt: Steuern wir durch KI in eine noch unmoralischere Zukunft, weil alles möglich sein wird, oder entwickeln sich neue ethische Werte?

KI verstärkt zunächst einmal, was ohnehin da ist – unsere Sehnsüchte, Ängste, Machtansprüche. Dass „alles möglich“ scheint, verführt zur Entgrenzung: Deepfakes, Manipulation, digitale Ausbeutung. Aber darin liegt eben auch eine Chance: Solche Technologien zwingen nämlich, über moralische Standards neu nachzudenken. Darüber, was uns wirklich wichtig ist. Was gewinnen wir und was könnten wir verlieren, wenn wir dieses oder jenes KI-Tool in den Alltag implementieren?

Wenn man einen Blick zurück in die Geschichte wirft und sich mit der Medienrezeptionsforschung auseinandersetzt, stellt man fest, dass alle medialen Revolutionen – Buchdruck, Rundfunk, Internet – stets massive Verunsicherungen, Ängste und in der Folge Wertediskussionen ausgelöst haben. Das geschieht gerade auch mit KI und ist in gewisser Weise also nicht neu. Anders ist aber, dass KI vieles schwerer kontrollierbar macht, d.h. wir stehen derzeit vor einer doppelten Herausforderung: Zum einen gilt es, die eigene Medienkompetenz um die Anwendungsdimension KI zu erweitern und neue sinnvolle Routinen, Gewohnheiten und Bräuche zu entwickeln – und zwar als einzelne Person ebenso wie als Gesellschaft. Zum Anderen müssen wir zeitgleich zu dieser auch emotionalen Bewältigung des technisch Neuen die faktischen moralischen Probleme, vor die uns KI stellt, angehen.

In der Bildung etwa stellt sich die Frage, ob man das Schreiben von Seminararbeiten noch als Beleg von Wissen verstehen kann, wenn Studierende ganze Texte durch KI generieren lassen,

oder ob wir Lernen neu definieren müssen – nicht mehr als reines Reproduzieren, sondern als kritische Reflexion im Dialog mit anderen Studierenden, aber auch mit der Maschine. In der Arbeitswelt sorgt KI für enorme Effizienzsteigerung, gleichzeitig aber auch für eine unsichtbare digitale Ausbeutung, etwa dort, wo schlecht bezahlte Clickworker massenhaft Trainingsdaten produzieren, damit die Systeme überhaupt funktionieren. In der Medizin bietet KI z.B. beeindruckende Möglichkeiten: Sie unterstützt Diagnosen, entdeckt Muster, die Ärzt:innen entgehen würden und wirft zugleich die Frage auf, wer Verantwortung trägt, wenn ein Algorithmus irrt und Patient:innen Schaden nehmen. Schließlich berührt KI auch unsere intimsten Beziehungen: Wenn Programme zu „Seelenverwandten“ oder gar „Partnern“ stilisiert werden, stellt sich die Frage, ob das die Art von Nähe ist, die Menschen hilft glücklich zu sein, oder ob vor allem neue kommerziell genutzte Formen emotionaler Abhängigkeit entstehen, die wiederum neue Verletzlichkeiten schaffen.

2. Die Philosophin gefragt: Sie verknüpfen KI und menschliche Sinnsuche. Wird KI letztere endgültig beantworten, jede: damit Sinn finden?

KI kann die Frage nach dem Sinn des Lebens aus mehreren Gründen nicht endgültig beantworten. Zunächst einmal ist Sinnfindung nicht etwas, das ich irgendwann erledigt habe, sondern etwas Prozesshaftes, das ständig weiter betrieben werden muss, weil Sinn ansonsten auch wieder verloren gehen kann. Was sich aber beobachten lässt ist, dass KI die Art und Weise verändert, wie wir nach Sinn suchen. Menschen haben immer wieder neue Instanzen als einen Deutungsrahmen herangezogen: Natur, Schicksal, Gott, Geschichte, Fortschritt. KI reiht sich hier ein, sie bietet Antworten und zwar in einer nie dagewesenen Geschwindigkeit, Breite und Ver-

Claudia Paganini (*1978 in Innsbruck) ist eine österreichische Philosophin, Theologin und Kommunalpolitikerin. Nach Ende ihrer Vertretungsprofessur für Medienethik an der Hochschule für Philosophie München lehrt sie als Privatdozentin an der Universität Innsbruck.

ffügbarkeit. Sie erscheint allwissend, suggeriert, Orientierung geben zu können. Aber Sinn ist keine fertige Antwort, die man irgendwo „abholen“ kann, sondern ein Tun, das Beziehungsgeschehen ist, Beziehung zu anderen, zu mir selbst.

Darin scheint eine gewisse Ambivalenz zu liegen. KI kann mir Spiegel sein, Gesprächspartnerin, Projektionsfläche. Sie kann Fragen stellen, die mir niemand sonst stellt, sie kann Trostbotschaften generieren oder Lebenspläne strukturieren. Sie kann mich anstoßen, über mich selbst nachzudenken. Aber sie nimmt mir die Sinnsuche nicht ab, kann auch kein Vorbild sein, weil sie selbst keinen Sinn erfährt, sondern lediglich Daten verarbeitet. Sie ist wie ein unendliches Echo dessen, was Menschen zuvor gedacht, gesagt, geschrieben haben. Sinn entsteht aber erst, wenn dieses Echo relevant wird, wenn Beziehungen ins Spiel kommen. Die Antworten der KI genau mir oder genau meiner besten Freundin weiterhelfen, in einem Menschen etwas angestoßen haben.

Das macht KI zugleich faszinierend und gefährlich. Faszinierend, weil sie ein Gegenüber simuliert, das nicht müde wird, mir zuzuhören, das endlos geduldig und verfügbar ist. Und gefährlich vielleicht deshalb, weil sie mich in die Illusion führen kann, dass ich damit die letzte Antwort bereits gefunden hätte. Streng genommen konfrontiert KI uns mit der Unverfügbarkeit von Sinn.

Das bedeutet nicht, dass nicht an verschiedenen Orten Sinnproduktion stattfinden würde: Jugendliche nutzen Chatbots, um über Beziehungsprobleme zu sprechen, weil diese neutraler und wertschätzender reagieren als viele Eltern oder Peers. Menschen suchen bei KI nach spiritueller Ermutigung, wenn sie in existenziellen Krisen keine andere Ansprechperson finden. Kunstschaffende lassen sich von generativen Modellen inspirieren und erleben darin kreative Resonanz. Aber all diese Momente sind eingebettet oder Teil einer größeren Sinnsuche, das heißt auf eine Art letztes Ziel hingerrichtet.

Foto: Claudia Wien | Matphoto

Im Magazin werden sonst prominenten Menschen aus Hessen bzw. Rheinland-Pfalz drei Fragen gestellt. Das Buch der Autorin hat die Redaktion allerdings so beschäftigt, dass wir in dieser Ausgabe eine Ausnahme machen.

Ich möchte meine Beziehungsprobleme besser verstehen, um in schwierigen Situationen entspannter zu agieren, will kreativ sein, weil ich mich dann selbst spüren kann usw. Dabei kann man immer weiter fragen: Warum willst du entspannter sein? Warum willst du dich selbst besser spüren? Und irgendwann wird man antworten, weil das mein Verständnis von Glück ist, weil das für mich Sinn bedeutet. Diese letzte Antwort ist eine persönliche Entscheidung, die ich so oder so treffen könnte und die mir kein Algorithmus abnehmen kann.

3. Die Theologin gefragt: Ist Theologie ab morgen obsolet?

Das hängt davon ab, was man unter Theologie versteht. Der Umstand, dass Menschen KI immer mehr göttliche Eigenschaften zusprechen – allwissend, allgegenwärtig, gerecht etc. –, macht sie für Theologie bzw. für Religionsphilosophie zu einem interessanten Forschungsobjekt. Und solange eine Wissenschaft aktuelle Fragen zu diskutieren und zu beantworten hat, ist sie nicht obsolet. Wenn Theologie also bereit ist, menschliche Projektionen und Sehnsüchte als solche zu reflektieren, dann gibt es im Spiegel der Mensch-KI-Beziehung vieles zu erfragen: Warum wird KI vergöttlicht, warum erwarten Menschen von ihr Rettung, Heil oder letzte Antworten? Wenn Theologie jedoch Aussagen darüber machen will, wie Gott wirklich ist, dann wird sie in Zeiten von KI noch etwas fragwürdiger. Und zwar nicht deshalb, weil es grundsätzlich vermessen ist, wissen zu meinen,

wie ein – immer größer und letztlich unverfügbar zu denkender – Gott beschaffen ist, was er für Pläne hat und was er vom Menschen erwartet. Sondern deshalb, weil sich immer weniger Menschen auf eine solche Wissenschaft einlassen werden, wenn sie ihr Gotteserlebnis jederzeit auf Knopfdruck realisieren können.

Eine bescheidene Theologie dagegen, die innerhalb der Beziehung Gott-Mensch den Anteil oder die Seite des Menschen beschreibt und erforscht, wird nicht überflüssig. Hier verändert sich lediglich der Gegenstand. Es geht nicht mehr nur um traditionelle Gottesbilder, sondern auch um den Glauben an einen neuen digitalen Gott. Theologie kann ergründen, welche religiösen Sehnsüchte sich in KI einschreiben, welche liturgischen Praktiken gerade entstehen, wenn Menschen Chatbots als Beichtvater, als Ratgeber oder als „geistliche Begleitung“ nutzen. Das ist übrigens nicht ganz neu. Denn Theologie hat immer wieder neue kulturelle Ausdrucksformen aufgegriffen: von der antiken Philosophie über die mittelalterliche Scholastik bis hin zu modernen Naturwissenschaften. Warum sollte sie nicht auch KI zu ihrem Forschungsobjekt machen?



Claudia Paganini:
Der neue Gott.
**Künstliche Intelligenz und
die menschliche Sinnsuche**
Verlag Herder, 2025
192 Seiten
ISBN: 978-3451601460



Henning von Vieregge:
**Beneidenswert:
 Wenn Babyboomer 60
 und Achtundsechziger
 80 werden**

Publi 2025
 ISBN 978-3819746277



Es gibt viele Bücher zum „aktiven Alter“, nur wenige über die Zeit danach und kaum eines, das die gesamte Spanne in den Blick nimmt. Vieregge beschäftigt sich mit allen Aspekten des Alters. Biologisch ist eine 80-jährige Person heute 10-15 Jahre jünger als die gleichaltrige Person 1994. Daraus ergeben sich für die heutige Person viele Chancen, für die wir keine Vorbilder (Blaupausen) haben, aber dennoch Herausforderungen. Welche Möglichkeiten der Lebensgestaltung ergeben sich daraus für die Jahrgänge der Babyboomer und der 68er, wenn man davon ausgeht, dass der Wunsch besteht, die geschenkten Jahre so gestalten und leben zu wollen, dass sie als erfüllte oder gelungene Jahre wahrgenommen werden? In ihrer Einführung zu dem Buch weist Ursula Staudinger darauf hin, dass das Gelingen des Lebens im Alter sehr viel mehr von der Eigeninitiative der Betroffenen

abhängt, als dies in vorhergehenden Lebensphasen der Fall ist. Sehr viel häufiger als früher gilt: Was ich nicht selbst initiiere, das geschieht auch nicht. Dazu kommt auch, dass wir schneller altern, wenn wir unser Leben nicht engagiert und abwechslungsreich gestalten und es gewissermaßen nur an uns vorüberziehen lassen. Henning von Vieregge zeigt, dass die Zeit des Alters eine Zeit der neuen Chancen beinhaltet.

Es ist keine Handlungsanweisung, sondern mehr die Arbeit am eigenen Bewusstsein und der Einstellung. Dabei werden aber auch Gefahren und Herausforderungen benannt, die man als unausweichliche Veränderungen hinnehmen muss (z.B. Statusverlust), für die eine Veränderung der Selbstwahrnehmung ein Weg sein kann. Als eine Möglichkeit auf diesem Weg benennt der Verfasser das Gespräch. Das Buch ist also nicht so sehr eine Handlungsanweisung, sondern mehr ein Atlas auf dem Weg für die Herausforderungen durch die Lebensphase des Alterns mit Chancen, aber auch Gefährdungen.

So lässt der Autor seine Leserinnen und Leser in positiver Erwartung im Blick auf das Altwerden zurück: Altwerden als lohnende Möglichkeit, die den Betroffenen aber auch etwas abverlangt. Der angenehme Schreibstil des Verfassers trägt dazu bei, sich auch den unbequemen Inhalten auszusetzen.



Helmut Mühlmeier
 Pfarrer i.R.
 Kronberg

**Ich bin doch da.
 Herausforderung Demenz.
 Grundlagen und Praxis-
 hilfen für die kirchliche
 und seelsorgliche Arbeit**

TVZ Zürcher Zeitzeichen
 2024, 250 Seiten
 ISBN 978-3-290-20249-1



„In unserer Gemeinde gibt es keine Menschen mit Demenz“, äußerte ein Kollege vor einiger Zeit. Es gibt sie. Es lohnt sich, die Herausforderung anzunehmen. Das macht der Sammelband auf wunderbare Weise deutlich. Die Beschäftigung mit dem Thema Demenz setzt ein gewisses Wissen voraus. Aus medizinischer und psychosozialer Sicht werden Grundlagen gelegt, die aber nicht nur medizinische Informationen sowie ein ausführliches Glossar medizinischer Grundbegriffe beinhalten, sondern insbesondere das Wahrnehmen und Empfinden von Menschen mit einer Demenz im Blick haben (S. 19-68). Schon in diesem ersten Teil wird der besondere Ansatz dieses Buches deutlich: Nicht nur Menschen mit Demenz, sondern auch ihr Umfeld werden mit in den Blick genommen. Familien und noch einmal verstärkt Partner:innen erleben nicht selten eine Rollenverschiebung mit entsprechendem Konfliktpotential (S. 52).

Dem weiten Feld „Demenz im Fokus von Spiritual Care, Ethik und Theologie“ widmet sich ein zweiter Teil mit kurzen und prägnanten Kapiteln (S. 71-131). Eine Begriffsbestimmung „zwischen seelsorglicher (spezialisierter) und gesundheitsberuflicher (generalistischer) Spiritual Care“ (S. 74) bildet die Grundlage.

Die Grundlinien Interprofessionalität, Orientierung an den Ressourcen von Menschen mit Demenz sowie der Blick auf die Bedürfnisse von Angehörigen – auch sie sind Betroffene – ziehen sich durch die folgenden Kapitel. Dies wird schlüssig zu einer Theologie zusammengeführt, die sich nicht allein auf das gesprochene Wort verlässt sowie Demenz nicht aus dem Blickwinkel des Defizits der Betroffenen begreift.

„Keine Angst vor Berührungen!“ – so beginnt ein Praxisteil, der auch die Bedeutung von Selbstreflexion in Bezug auf eigene Vorurteile, Unsicherheiten und Ängste betont. Der praxisorientierte Abschnitt „Empfehlungen für Personen in einer formellen Funktion“ (S. 141 und S. 148) ist besonders hilfreich.

Weitere Kapitel widmen sich der „Spirituellen Begleitung und Seelsorge“ (S. 153- 246). Beispiele aus der Praxis der Autor:innen machen das Geschriebene fassbar. Dass der Umgang mit Demenz nicht nur ein Thema der Einzel-seelsorge ist, wird in Kapiteln über die Einbindung in die Gemeinde oder den Sozialraum deutlich.



Christian Wiener
 Pfarrer / Supervisor (DGfP)
 Schwalbach

MIT BLICK AUFS MEER

Irgendwo habe ich mal einen Satz gehört, der in etwa so lautete: *Wir sind alle Kurzgeschichten in einer großen Geschichte*. Damals musste ich unweigerlich an eine meiner Lieblingsautorinnen denken – Elizabeth Strout, die wie keine andere das Genre des Story Cycles bespielt. Der Story Cycle vereint für mich das Beste aus zwei Welten: die Kürze, Prägnanz und Eleganz der Kurzgeschichte mit dem weiten Bogen des Romans und seinen Möglichkeiten der Figurenentwicklung.

Elizabeth Strouts Oeuvre umfasst zehn Bücher, von denen die meisten Bestseller sind. Die 69-jährige Amerikanerin stammt aus Maine. Und ebendort – im fiktiven Küstenstädtchen Crosby – spielt eines ihrer besten Bücher. Es heißt „Mit Blick aufs Meer“ und hat nach dem Erscheinen 2008 den Pulitzer-Preis erhalten.

Im Original heißt das Buch „Olive Kitteridge“, und das macht Sinn, denn besagte Olive Kitteridge ist die Hauptfigur des Romans. Die ehemalige Mathelehrerin ist so harsch, undiplomatisch und schnell erzürnt wie klug, empathisch und verletzlich. Tatsächlich ist Olive hinter ihrer ruppigen Fassade eine ziemlich anständige Person fernab jeder Scheinheiligkeit. Wie es Strout gelingt, sie in ihrer Widersprüchlichkeit zu zeichnen, ist hohe Kunst. Und das gilt auch für die anderen Figuren des Romans. Mit wenigen Strichen zeichnet Strout die Bewohner von Crosby so, dass wir ihnen – die allesamt keine Helden und Heldinnen sind – nahekommen. Ganze Lebenswelten tun sich dabei auf: Da ist Kevin, der Psychologe, der auch als Erwachsener noch nicht den Selbstmord seiner Mutter verarbeitet hat. Da ist die Pianistin Angela, die nie den Mut hatte, sich für eine ernsthafte Karriere zu entscheiden. Oder die Familie Larkin, deren Sohn seine Ehefrau ermordet und damit auch das Leben seiner Eltern für immer verändert hat: „Eigentlich hatte man erwartet,

die Larkins würden nach dem, was geschehen war, wegziehen, Aber sie zogen nicht weg – vielleicht, weil sie nicht wussten, wohin. Die Jalousien waren Tag und Nacht heruntergelassen. Nur in der Winterdämmerung sah man Roger Larkin manchmal seine Einfahrt schaufeln. Und im Sommer, wenn das Gras schon aufgeschossen und voller Unkraut war, konnte man ihn den Rasen mähen sehen. In beiden Fällen trug er seine Mütze tief in die Stirn gezogen, und wenn jemand vorbeifuhr, schaute er nicht auf. Louise zeigte sich überhaupt nicht mehr.“ Olive lebt mit ihrem geduldigen Mann Henry in einer Ehe, die an ihre Grenzen kommt und doch Jahrzehntelang besteht. In der 2018 erschienenen Fortsetzung „Die langen Abende“ („Olive again“) trauert Olive dieser Ehe nach – so viel sei verraten.

Auch wenn Olive in manchen Geschichten nur am Rande auftaucht, ist sie die verbindende Figur. Die Begegnung mit ihr ist für die anderen Figuren



nicht immer einfach. Und doch kann sie auch bereichernd sein – wie zum Beispiel für Marlene, eine ehemalige Schülerin Olives, die am Tag der Beerdigung ihres Mannes realisieren muss, dass er sie mit ihrer Cousine betrogen hat: „Scheiße“, sagt Marlene und schüttelt den Kopf, wieder unter Tränen. „Mrs. Kitteridge, wenn es Ihnen nichts ausmacht, würde ich jetzt gerne einfach Scheiße sagen.“ „Nur zu“, sagt Olive, die das Wort selbst nie in den Mund nimmt. „Scheiße“, sagt Marlene. „Scheiße, Scheiße, Scheiße.“ „Allerdings.“ Olive holt tief Atem. „Allerdings“, sagt sie noch einmal.“ Wer Olive kennt, weiß, wie sehr sie es hasst, wenn jemand flucht. Aber sie wäre die Letzte, die das jetzt erwähnen würde.

Zu den besten (und traurigsten) Geschichten im Roman gehört die, in der Olive nach New York reist, um ihren Sohn Christopher zu besuchen. Die Beziehung zwischen den beiden ist schwierig; natürlich lieben sie sich, aber mit dem Mögen sieht es schon anders aus. Zumindest Christopher mag seine aufbrausende und herrische Mutter nicht wirklich. Als sie nun nach New York kommt, um ihn und seine Frau samt deren Kindern zu besuchen, schafft Olive es, die sich vorsichtig anbahnende Annäherung zu ihrem Sohn mit einem Handstreich zunichte zu machen. Fast gegen ihren Willen lässt sie einen wichtigen Anlass zu einem Streit eskalieren. Wie in keiner anderen Geschichte wird hier deutlich, dass es Olives eigene Unsicherheit und ihr fehlendes Vertrauen in die anderen ist, die sie immer wieder explodieren lässt – und es ihr verunmöglicht, ihren Fehler beizeiten einzuräumen: „Christopher stand ganz ruhig da. ‚Dein Verhalten hat etwas ziemlich Paranoides, Mom‘, sagte er. ‚Das war bei dir schon immer so. Oder jedenfalls sehr häufig. Und ich habe nie erlebt, dass du selbst dafür die Verantwortung übernimmst. Gerade bist du noch ganz normal, drei Sekunden später rastest du aus. Das ist sehr anstrengend, sehr ermüdend

für deine Mitmenschen.“ Olives Fuß unter dem Tisch wippte wie verrückt. Gepresst sagte sie: „Ich muss hier nicht sitzen und mich als schizoid beschimpfen lassen. So etwas ist mir in meinem ganzen Leben nicht vorgekommen. Ein Sohn, der hergeht und seine Mutter schizoid nennt.“ Am Ende steht ihre frühzeitige Abreise: und ein Schweigen, das Olive, dieses garstige Bollwerk, das nur vermeintlich stabil im Leben steht, tief betrüben wird.

Aber sie lernt dazu, ein bisschen, wenigstens. Davon lesen kann man in „Die langen Abende“, dem zweiten und leider letzten Olive Kitteridge-Buch. Olive ist hier in ihren Siebzigern und Achtzigern und nach wie vor ziemlich bärbeißig. Aber das kennen die Leserinnen und Leser ja bereits aus dem ersten Olive-Buch – und lieben sie trotzdem. Oder gerade drum.



Foto: www.annettemingels.de
JJ Corrigan

Elizabeth Strout:
Mit Blick aufs Meer
(Olive Kitteridge 1)

btb Verlag, 2012
352 Seiten, ISBN: 978-3442742035

Persönliche Nachrichten

Falls Sie Ihren Namen hier vermissen, fehlt uns vermutlich Ihre Einverständniserklärung zum Datenschutz. Bitte reichen Sie diese dann nach.

Hessen-Nassau

Ordinationsjubiläen:

Nachträglich:

Heinz-Gert Funke, 27.04.1975

Oktober:

Ulrich Lessin, 12.10.1975

Hans Biesenbach, 26.10.1975

Wilhelm-Eberhard Frisch, 26.10.1975

November:

Dieter Ruhland, 07.11.1965

Otto Seesemann, 07.11.1965

Michael Stavenhagen, 10.11.1985

Martin Ohly, 13.11.1960

Willi Hartkopf, 17.11.1965

Geburtstage:

Oktober:

Ullrich Biedert, 80 Jahre

Walter Bujard, 87 Jahre

Gerd Decke, 85 Jahre

Hella Drommeshauser, 88 Jahre

Klaus Eibach, 80 Jahre

Volker Hofmann, 70 Jahre

Jürgen Meier-Wilms, 85 Jahre

Eberhard Poetter, 87 Jahre

Hans Dieter Zepf, 85 Jahre

November:

Hermann Alves, 96 Jahre

Dieter Eitel, 97 Jahre

Willi Hartkopf, 90 Jahre

Norbert Heide, 60 Jahre

Klaus Kappesser, 85 Jahre

Helge Müller, 70 Jahre

Helgrid Neisel, 94 Jahre

Klaus Pfitzner, 88 Jahre

Verstorben:

Nachträglich:

Bernhard v. Issendorff, 29.10.2024, 84 Jahre

Helmut v. Seltmann, 12.08.2025, 87 Jahre

Dr. Siegfried Sunnus, 16.08.2025, 84 Jahre

Ernst-Ludwig Schmidt, 21.08.2025, 78 Jahre

Neue Mitglieder:

Sophia Liebert

Dr. Annette Mehlhorn

Kurhessen-Waldeck

Ordinationsjubiläen:

Oktober:

Arno Otto, 14.10.1956

Barbara Heinrich, 20.10.1985

Iris Marianne Hocke, 20.10.1985

Petra Zimmer, 20.10.1985

Dr. Martin Streck, 29.10.2000

Geburtstage:

Oktober:

Ulrich Braner, 88 Jahre

Gisela Müller, 87 Jahre

Hans Karl Schmidt, 85 Jahre

Elisabeth Siltz, 94 Jahre

Ingrid Weiß, 89 Jahre

November:

Christina Aschermann, 70 Jahre

Gotthelf Eisenberg, 87 Jahre

Wilhelm Heermann, 89 Jahre

Ursula Hörnlein, 85 Jahre

Karl Hupfeld, 91 Jahre

Ines Fetzer, 60 Jahre

Friedhelm Kupfernagel, 94 Jahre

Bernd Laukel, 70 Jahre

Gert Margraf, 87 Jahre

Marie Luise Margraf, 86 Jahre

Ernst-Friedrich Perels, 80 Jahre

Verstorben:

Klaus Karl Leonard Schäfer,

06.04.2025, 90 Jahre

Walter Emil Karl Wagner,

21.05.2025, 88 Jahre

Einladung zur öffentlichen Sitzung des Gesamtausschusses und der Mitgliederversammlung

Gemäß § 10 unserer Satzung lade ich Sie fristgerecht zur Sitzung ein:

**Donnerstag, 6. November 2025,
von 10 bis ca. 13 Uhr**

VRK Geschäftsstelle, Kölnische Straße 108 – 112, 34119 Kassel

Andacht mit Gedenken der Verstorbenen

Tagesordnung:

1. Begrüßung
 2. Protokoll vom 07.10.2024
 3. Berichte aus den Gremien
 4. Bericht des Vorstands
 5. Gespräch mit Gästen aus dem Landeskirchenamt
(Personal und Transformationsprozess)
 6. Aussprache
 7. Aus den Kirchenkreisen
- Pause -
8. Jahresrechnung 2024/Bericht der Kassenprüfer
 9. Entlastung des Vorstandes und des Kirchenkreisamtes Kirchhain-Marburg
und der Jahresrechnung 2024
 10. Beschluss Haushalt 2026
 11. Nachwahlen für den Vorstand
 12. Aktualisierung der Satzung von 2008 (Bildung einer Arbeitsgruppe)
 13. Verschiedenes

Die Sitzung endet mit einem gemeinsamen Mittagessen.

Anmeldungen zur Teilnahme an der Sitzung und zum Essen bitte bis zum 31.10.2025 an
Silke Manz (Sekretariat), Tel. 0561 9378-1219 (Mo.-Mi., 10–14 Uhr) oder per E-Mail
sekretariat.pfarrverein@ekkw.de

Ich freue mich auf Ihr Kommen
und grüße herzlich

Bettina von Haugwitz
(Vorsitzende)



Foto: vrk-akademie.de



Achim Ritz
Journalist
Neu-Isenburg

Staunen - denken - handeln

Harald Lesch nicht nur zur Energiewende

Beim „Tag für Pfarrerinnen und Pfarrer“ des Pfarrvereins in der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) ging es Anfang September in der Lukaskirche (Junge Kirche) in Gießen um nichts Geringes als die Schöpfung und das ganze Leben. Der Astrophysiker, Wissenschaftsjournalist und Philosoph Prof. Dr. Harald Lesch machte in einem unterhaltsamen und lebendigen Vortrag unmissverständlich deutlich, wie das Zusammenspiel zwischen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen und christlicher Schöpfungsethik gelingen kann und welche Handlungsschritte es braucht, um die Herausforderungen des Klimawandels gemeinsam zu meistern.

Bei aller Untergangsstimmung, die sich mit Blick auf die Umweltzerstörung, auf Kriege und Konflikte in der Welt bei manchen Menschen breit macht, bringt der Professor, der sich selbst als „Protestant vom Scheitel bis zur Sohle“ bezeichnet, mit seinen Impulsen frischen Wind in die Klimadebatte und motiviert mit einer Kernbotschaft: „Die Welt muss mehr sein als Messbares, wir können noch etwas tun.“

In der erst knapp 75 Jahre alten Lukaskirche, in der seit 2021 die Junge Kirche Gießen zuhause ist, fiel das warme Sonnenlicht durch die bunten Fenster in den Raum, in dem sich rund 120 Gäste mit dem Problem des Schwarz-Weiß-Denkens und der Spaltung in der Gesellschaft sowie dem Zusammenhang von Kosmos, Kirche und Klimawandel beschäftigten.

Zur Begrüßung sagte Gießens Oberbürgermeister Frank-Tilo Becher (SPD), „wenn man politisch gestalten will, muss man die Sorgen der Menschen ernst nehmen und ihr Vertrauen

gewinnen. Leider werden Vorschläge zur Bewältigung der Klimakrise oftmals als Bedrohung empfunden oder mit Verzicht und hohen Kosten verbunden. In der Debatte um den Klimawandel brauchen wir weniger Belehrung, sondern mehr Solidarität. Wir müssen die mitnehmen, die sich abgehängt fühlen“, betonte der Oberbürgermeister und ehemalige Pfarrer. Er plädierte dafür, auf dem gemeinsamen Weg alle mitzunehmen, „denn ohne Zusammenhalt ist der beste Plan nutzlos“.

Den Appell für die Stärkung des Gemeinschaftssinns griff der aus Dresden angereiste Vorsitzende des Verbandes evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrer in Deutschland auf. Eckehard Möller denkt an die notwendigen Veränderungsprozesse, sei es wegen des Klimawandels oder innerhalb der Kirche, in der der Mitglieder-Rückgang, die schwierigere Finanzlage oder etwa die Probleme bei der Gewinnung von Nachwuchs belastend seien. Doch bei allen Herausforderungen dürfe das urchristliche Anliegen der Nächstenliebe und damit die Herzlichkeit nicht vergessen werden. „Nur gemeinsam sind wir stark“, rief Eckehard Möller den Pfarrerinnen und Pfarrern zu.

Nach der Andacht mit Pröpstin Dr. Anke Spory und der Begrüßung von Werner Böck, Vorsitzender des Pfarrereinen- und Pfarrvereins der EKHN, versuchte Harald Lesch den Faden der Vorrednerinnen und Vorredner, die für ein starkes Netzwerk aus Vertrauen und Gemeinschaft plädierten, aufzunehmen. Doch als der Naturphilosoph die Bühne vor dem Altar der Lukaskirche betrat, geschah etwas Ungewöhnliches: Der sonst im Fernsehen bei „Terra X“ oder „Leschs Kosmos“ oder auf „You Tube“ so

eloquente Moderator gestand mit Blick auf das, was die kirchlichen Vertreter:innen zuvor über das gesellschaftliche Miteinander und die Problemlagen postuliert hatten: „Das war alles richtig. Was soll ich jetzt noch sagen? Ich bin ein bisschen sprachlos.“

Anfangs war das Wort und das fand Lesch nach einer kurzen mentalen Pause selbstverständlich schnell wieder. Er sprach über einen großen Moment der Stille und erinnerte die Zuhörer:innen daran, warum es sich lohnt, das Klima zu verbessern und sich für die Menschen und den Planeten einzusetzen. Als die drei Astronauten der Mission Apollo 8 im Jahre 1968 als erste Menschen aus dem All die Erde, diese feine, so verletzlich weiße-blaue Kugel sahen, waren sie sprachlos. Stille kehrte in der Raum-Kapsel ein. Das schwerelose Trio war von der Schönheit beeindruckt. „Doch was machen wir? Wir haben den Planeten mit Abfall übersät und Nano-Partikel in die Luft gebracht.“

„Leider kommen wir nicht mit der Natur in den Dialog. Wir können nicht fragen, wie es ihr geht.“ Die Redewendung, „wie man in den Wald hineinruft, so schallt es heraus“ sei Quatsch; niemand antworte. „Auch der Watzmann ruft nicht“, sagte Lesch in Anlehnung am Wolfgang

Ambros´ Song von 1974. Es sei völlig klar, was die Natur, was der Mensch brauche: Saubere Luft, sauberes Wasser. Die Menschheit wisse viel. Das Universum sei aus dem Nichts entstanden. Und schon immer habe es im Raum Schwankungen, Fluktuation und Bewegung gegeben. „Unter anderen Bedingungen hätte auch alles anders kommen können. So wie diese Welt aussieht, kann sie aber nur gewollt sein, sie ist so klasse. Wir tragen natürlich auch die Verantwortung für das, was wir wissen und wie wir unser Handeln strukturieren“, so Lesch. Für ihn bedeutet Schöpfung „die Schaffung von Ordnung und von immer größerer Komplexität“.

Für den Naturwissenschaftler und Philosophen steht klar fest, was zu tun ist, um die Erderwärmung zu verringern. Als Handlungsreisender in Sachen Klimawandel, so beschreibt er seine Aufgabe, sei Vertrauen der zentrale Begriff seiner Arbeit. Immer wieder frage er sich, wie er es „in der naturwissenschaftlichen Seelsorge“ schaffe, bei anderen Vertrauen zu gewinnen, um gemeinsam etwas hinzukriegen. Das Thema Klimawandel müsse bei der Kirche stärker in die Gemeindegemeinschaft integriert werden, „es gehört auf die Kanzel und auf die Dächer“. Lesch schlägt vor, dass Photovoltaikmodule auf allen Kirchendächern sauberen Strom produzieren sollen.



Foto: Joachim Storch

» *Viele Entscheidungen in der Politik und Industrie sind von Mutlosigkeit geprägt. Es gibt zu viele Leute, die es in Gründerjahren nicht geschafft haben, etwas zu gründen.* «

Abgesehen von den starken Argumenten und Vorschlägen, wie schädliche Emissionen reduziert werden können, wies Harald Lesch auf das gute Gefühl hin, die Freude, „das ist so irre, wenn man zusammen was gemacht hat und das wirklich funktioniert“, so der 65-jährige Astrophysiker. Der Mensch bewundere oft die positiven Entwicklungen der Technologie, auch für den Klimaschutz. „Staunen ist eine anthropologische Konstante“, meint Lesch. Er möchte den Bürgerinnen und Bürgern Antworten auf die großen Herausforderungen des Klimawandels und gute Empfehlungen geben und auf keinen Fall Handlungsanweisungen diktieren oder gar irgendwas verbieten.

Im Gespräch mit Harald Lesch wollte Journalistin Renate Haller, Redaktionsleiterin des Evangelischen Pressedienstes (epd), wissen, wie er sich erkläre, dass Opel und Porsche sich aus der Batterieentwicklung zurückziehen und warum seine Botschaft in Wirtschaft und Politik oft nicht ankomme. Wenn jemand in verantwortlicher Position es nicht verstehe, wie jetzt schnell gehandelt werden müsse oder sich verschließe, „frage ich mich, was haben die denn genommen?“

Als Beispiel für Ignoranz oder mangelnde Akzeptanz wissenschaftlicher Erkenntnisse nannte er das Plädoyer von Hessens Ministerpräsident Boris Rhein (CDU) zur Förderung von Verbrennungsmotoren. Man könne den Wirkungsgrad des Verbrennungsmotors nicht erhöhen, stellte Lesch klar. „Deutschland bleibt im 19. Jahrhundert hängen. Mit den Verbrennungsmotoren ist es so, als würde man wieder mit offenem Feuer in der Küche kochen und heizen.“

Auch bei der Mobilität gehöre die Zukunft dem Strom, doch der Staat bezuschusse jeden Liter Diesel mit 18 Cent. „Das ist irre“, rief er den Pfarnerinnen und Pfarrern zu. Der Staat setze leider auf eine Technologie von gestern. So sei es auch der falsche Weg, wenn Bundeswirtschaftsministerin Katherina Reiche (CDU) den Bau von Gaskraftwerken fördern wolle. „Fossile Rohstoffe wie Öl, Gas und Kohle sind gespeicherte Erdzeit, die wir verbrauchen.“ Nach Leschs Überzeugung gibt es nur einen Weg, um den Kohlenstoffausstoß zu reduzieren: Solarstrom, erneuerbare Energie aus Windkraft und den Ausbau der Batteriekapazitäten. Viele Entscheidungen in der Politik und Industrie sind seiner Meinung nach von Mutlosigkeit geprägt. „Es gibt zu viele Leute, die es in Gründerjahren nicht geschafft haben, etwas zu gründen“, so Lesch zur Mutlosigkeit wichtiger Entscheidungsträger.

Er sieht eine große Chance, dass in den Kommunen mehr pro Klimaschutz umgesetzt wird. „Wir sind auf einem guten Weg, aber wir sind zu langsam“. Auf die Frage aus dem Publikum, was er jungen Menschen sage, um ihnen im Transformationsprozess Mut zu machen, antwortet der Professor, die viele in der Lukaskirche überraschte: „Werdet Handwerker, denn die Energiewende braucht unsere Hände. Macht eine Berufsausbildung, so lernt ihr, wie ihr aktiv die Welt verändern könnt. Auf der Schulbank nehme man einfach Informationen in sich auf, um sie dann in Klausuren wieder abzugeben. „Das Handwerk hat den großen Vorteil, dass man sich als Mensch mit anderen erlebt“, sagte der Professor in der Lukaskirche.



Weitere Bilder unter:
pfarrverein-ekhn.de

Jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin. (1. Kor. 13,11)

Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen. (1. Kor.13,13)

Der Pfarrerinnen- und Pfarrerverein
in der EKHN e.V. trauert um

Dr. theol. Pfarrer i.R. Siegfried Sunnus

31.5.1941 – 16.8.2025

1980-1981 stellvertretender Vorsitzender
1981-1993 Vorsitzender
1995-2006 Schriftleiter des Hessischen Pfarrblatts und
Verfasser mehrerer Ausgaben „In Memoriam“

Eine ausführliche Würdigung folgt im kommenden Magazin



Pfarrerinnentag, 21. Oktober 2025, 18.30 Uhr

EVangelischen Frauenbegegnungszentrum, Saalgarbe 15, 60311 Frankfurt

Safe the date



Kirchenpräsidentin Prof. Dr. Christiane Tietz
ist zu Gast am Tag für Pfarrerinnen.
Sie steht Rede und Antwort nicht nur
zu den Herausforderungen der der-
zeitigen Transformationsprozesse,
sondern überhaupt zu den nächsten
Entwicklungen in der evangelischen Kirche.



Das Magazin für evangelische Pfarrer:innen
wird herausgegeben vom Pfarrerinnen- und Pfarrerverein
in der Evangelischen Kirche Hessen und Nassau e.V.,
Melsunger Straße 8A, 60389 Frankfurt, Tel. 069 471820,
info@pfarrverein-ekhn.de, www.pfarrverein-ekhn.de
und dem Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e.V.,
Heinrich-Wimmer-Str. 4, 34131 Kassel, Tel. 0561 9378-1219,
sekretariat.pfarrverein@ekkw.de, www.ekkw.de/pfarrverein

Das Magazin für evangelische Pfarrer:innen erscheint
zweimonatlich und ist für Mitglieder kostenlos.

Redaktion: Dierk Glitzenhirn / Leroy Pfannkuchen /
N.N. / Svenja Prust / Sabine Gaßmann (Assistenz) /
Wolfgang H. Weinrich (verantwortlich)

Redaktionsadresse: Melsunger Straße 8A, 60389 Frankfurt,
Telefon 069 471820, redaktion@pfarrverein-ekhn.de

Layout/Satz: Markus Jöckel · pear-design.net
Druck: Lautertal-Druck Franz Bönsel GmbH
Auflage 3.300 Exemplare, ISSN – 0941 – 5475

Für unverlangt eingesendete Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Die
Redaktion behält sich vor, Beiträge, Leser:innen-Briefe etc. nicht zu publizieren
oder zu kürzen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Au-
tor:innen wieder. Für die Richtigkeit von Angaben, Daten und Behauptungen in den
namentlich gekennzeichneten Beiträgen wird keine Gewährleistung oder Haftung
übernommen. Die persönlichen Nachrichten werden ohne Gewähr mitgeteilt.

Titelfoto: Bildbearbeitung zu AdobeStock 36718457

Redaktionsschluss der nächsten Ausgabe: 20.10.2025

Impressum



pfarrverein-ekhn.de

ekkw.de/pfarrverein



ERNTEDANK

Bedenkt im Rückblick auf das Jahr,
was uns von Gott gegeben.
Betrachtet, wie er wunderbar
die Erde schenkt zum Leben.
Fruchtbar und gastlich trägt das Land
die Züge seiner Schöpferhand.
Die Erde ward zum Eden.

Auf dürrem Acker wächst die Frucht
durch Wasser, Wind und Regen.
Der Lebensraum, die Atemluft
entfaltet sich zum Segen.
Vermehrt im Teilen nun den Dank
Für Gottes Gaben lebenslang,
bleibt so auf seinen Wegen!

Bedroht ist unsre heile Welt,
weil Schöpfers Werk missachtet
durch Unvernunft. – Nur was gefällt,
wird noch als wert erachtet.
Die Zeit ist reif, der Erde Not,
beschert Unwetter, Hitze, Tod.
Steht auf, bevor es nachtet!



Helmut Steigler